

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 4

São Paulo, 20. Juli 1912

IX. Jahrg.

Die Botschaft des Präsidenten Dr. Rodrigues Alves an den Staatskongress *)

Meine Herren Mitglieder des Staatskongresses!

Als geschätzte Mitbürger die Liebenswürdigkeit hatten, mich zum Kandidaten für die Wahl vom 1. März d. J. aufzustellen, hielt ich mich für verpflichtet, offen und ehrlich meine Meinung über die Lage der Republik im allgemeinen und die wirtschaftliche Lage des Staates São Paulo im besonderen zu äußern. Meine Ideen setzte ich ausführlich in einer Rede auseinander, welche ich in der Staatshauptstadt am 16. Januar des laufenden Jahres bei einem Bankett hielt, welches hervorragende politische Führer mir zu Ehren gaben. Indem ich hiermit alle meine Ausführungen von damals erneuere, gebe ich meiner Freude über den Zusammentritt des Kongresses und der Erwartung Ausdruck, daß Sie mich mit Ihrem Rat unterstützen werden, damit ich das mir übertragene Amt zum allgemeinen Besten verschon kann.

Mein verehrter Vorgänger hat mir bei seinem Abgang einen ausführlichen Bericht über seine so erfolgreiche Tätigkeit in der vierjährigen Regierungsperiode hinterlassen. In diesem Schriftstück, welches weiteste Verbreitung fand, finden Sie die nötigen Orientierungsanhalte für Ihre gesetzgeberische Arbeit. Für mich ist der Bericht angesichts meiner Unkenntnis vieler Fragen, die in unserem Staate der Lösung zugeführt werden, einer Unkenntnis, welche sich aus meiner langen lokalpolitischen Passivität ergibt, eine sehr wertvolle Informationsquelle, ein unschätzbare administrativer Wegweiser.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die finanzielle Frage eine neue Regierung am meisten beschäftigt. Mangeln die Mittel und der Kredit, so sind alle unsere Anstrengungen erfolglos und wir erleben häufig Enttäuschungen. Glücklicherweise besitzt unser Staat dank seiner Ausnahmestellung hinsichtlich der Kaffeeproduktion, dank der ermutigenden Entwicklung anderer Kulturen und dem bedeutenden Fortschritt der Industrie, die sich in

*) Wir geben des besseren Verständnisses halber die Botschaft gegen unsere Gewohnheit nicht auszugsweise, sondern vollständig in sinngetreuer Uebersetzung wieder und behalten uns vor, sie in einem Schlußartikel zu kommentieren.

außerordentlicher Weise hebt, eine robuste Lebenskraft. Nichtsdestoweniger muß bei der Dekretierung der Ausgaben mit der größten Vorsicht vorgegangen werden. Es besteht immer eine große Gefahr, sich in Zeiten der Hochkonjunktur, die im Leben der Völker periodisch wiederkehren, in den Ausgaben zu weit gehen zu lassen. In diesen Zeiten achtet man häufig nicht der klassischen Lehren in Bezug auf die Verwendung der Einkünfte und man schafft kritische Situationen, die bei vorsichtigem Handeln vermieden würden. Ich kann Ihnen noch nicht sagen, wie sich die Schlußliquidation der Kaffeewertung gestalten wird, denn es mangelt mir dazu die Unterlagen, außerdem hängt die Liquidation von vielen Umständen ab, die heute noch nicht zu übersehen sind. In dem angeführten Bericht wurde bemerkt, daß à conto des Gewinnes der großen Operation nicht geringe Ausgaben gemacht worden sind. Sie wissen, worin diese Ausgaben bestehen, und Sie sind nicht in Unkenntnis über die daraus entstandenen Lasten, welche auf den ordentlichen Einnahmen ruhen, die unzulänglich zu ihrer Deckung sind. Zu geeigneter Zeit werde ich Sie freimütig vom Resultate der Studien, welche ich vornehme, und den Maßregeln in Kenntnis setzen, die meiner Ansicht nach ergriffen werden müssen. Ich spreche zu Gesetzgebern, welche den Umfang unserer Mittel kennen wie nicht minder die autorisierten Ausgaben, die natürlich bedeutend sind in Anbetracht der Erfordernisse eines Staates von der Entwicklung São Paulos, deshalb beschränke ich mich einstweilen darauf, zu wiederholen, was Ihnen im Ueberfluß bekannt ist: Unsere Ausgaben überschreiten beträchtlich die Mittel, welche wir aus den Steuererträgen erhalten. Aus diesem Grunde müssen wir bei der Budgetierung der Ausgaben die größte Vorsicht walten lassen, um so mehr, als wir teilweise mit Ausgaben unaufschiebbarer Natur zu rechnen haben. Wieder andere sind vom Gesetzgeber und von der Verwaltung ernstlich in Erwägung zu ziehen. Die Bestreitung dieser Kategorie von Ausgaben erheischt große Kredite. Man wolle u. a. bedenken, daß der Zuzug von landwirtschaftlichen und industriellen Arbeitern sich vergrößert hat und sich im Laufe des Jahres noch mehr vergrößern wird, was fortwährend die Aufmachung von Nachtragskrediten erfordert, ferner, daß die Arbeiten zur Sanierung von Santos angesichts der großen kommerziellen Bedeutung dieses Hafens, den wir mustergültig ausgestalten müssen, nicht unterbro-

chen werden kann, daß endlich Dienste, wie beispielsweise die Wasserversorgung der Hauptstadt, plötzlich große Opfer erfordern können.

Munizipale Anleihen.

Es erscheint mir opportun, anknüpfend an meine Ausführungen über die wirtschaftliche und finanzielle Lage, Ihre Aufmerksamkeit auf das starke Anwachsen der Passiven der Munizipalkammern zu lenken, die sich durch häufige Aufnahme von Anleihen belastet und in einzelnen Fällen überlastet haben. Es freut mich konstatieren zu können, daß in den meisten Munizipien der Ertrag der Anleihen nützlich verwendet wird, aber die eingegangenen Verpflichtungen sind im allgemeinen von langer Dauer und die Bedingungen mehr oder weniger hart. In Zeiten verstärkten Kredits und des Geldüberflusses wägen sowohl Korporationen wie Individuen den Umfang und die Schwere der Kompromisse nicht vorsichtig genug ab und man geht willig auf die von den Interessenten diktierten Bedingungen des Moments ein. Aber die guten Zeiten dauern nicht ewig, während die Verpflichtungen bestehen bleiben und auf den Budgets lasten. Das Schlimmste ist, daß, wenn sich Schwierigkeiten einstellen, nicht nur die munizipale Steuerschraube angezogen wird, sondern auch der Kredit des Staates leidet. Letzten Endes trägt der Staat die sich aus den begangenen Irrtümern ergebenden Konsequenzen. So ist es überall und man wird gut tun, aus den Erfahrungen zu lernen. Die Autonomie der Munizipien bildet eins der Kardinalprinzipien unseres Regimes, man verstößt aber keineswegs gegen das Prinzip, wenn man Regeln aufstellt für die Aktion der Munizipien innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen unter gleichzeitiger Wahrung der Interessen des Staates und der Bewegungsfreiheit innerhalb seiner größeren Aktionssphäre. Unsere Gesetzgebung war der Ausfluß vorsichtiger Erwägungen. Das Gesetz betreffend Organisation der Munizipien enthielt einige wohlthätige Einschränkungen, die leider, soweit sie sich auf die Aufnahme munizipaler Anleihen bezogen, aufgehoben worden sind. Der Gesetzgeber hat dafür sicherlich gute Gründe gehabt, aber es wäre meiner Ansicht nach im Interesse der Munizipien doch besser gewesen, die Einschränkungen bestehen zu lassen.

Kaffeewertung.

Zur Ergänzung der Bemerkungen, die ich Ihnen über die Kaffeewertung gemacht habe, und zur Erläuterung der Umstände, die geeignet sind, die Liquidation des Geschäfts zu erleichtern, habe ich über einen Zwischenfall zu berichten, der sich kürzlich in New York zutrug und über den Sie fraglos unterrichtet sind, denn die Presse hat sich ausführlich mit ihm beschäftigt. Der hohe Kaffeepreis, den verschiedene natürliche Ursachen herbeigeführt haben, ist an einigen Weltmärkten dem Einfluß zugeschrieben worden, den die dem Staate S. Paulo gehörenden Lagerbestände ausüben sollen. Die mit dem Kaffeehandel in den Vereinigten Staaten verknüpften großen kommerziellen Interessen, politische Mächenschaften, welche in gegebenen Momenten die öffentliche Meinung in Nordamerika lebhaft beschäftigen, haben ein gewisses Mißtrauen gegen die Bestimmung jener Bestände und die Absichten der Staatsregierung erzeugt, obwohl wir die Welt niemals im Unklaren über unsere politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen gelassen haben.

Der Staat S. Paulo hat bei der Kaffeewertung weder im Auge gehabt, damit ein Geschäft zu machen, noch mit ihr zu spekulieren. Der Staat wurde lediglich von der patriotischen Absicht geleitet, kolossale, im Kaffeebau angelegte Werte zu

retten, auf welchen nicht zum kleinsten Teil der nationale Kredit beruht. Unsere Absichten wurden stets sowohl von der Bundes- wie von der Staatsregierung mit der größten Offenheit definiert und auf den größten Märkten ebenso gerecht wie wohlwollend beurteilt. Was speziell die Vereinigten Staaten betrifft, so waren wir stets aufrichtig von den freundschaftlichsten Gefühlen gegen sie besetzt und wir durften wohl erwarten, daß unsere Absichten nicht mißverstanden oder mißtrauisch aufgefaßt werden würden.

Sie werden sich erinnern, daß anfangs des verflossenen Jahres die amerikanische Regierung den Wunsch geäußert hatte, über die Bedingungen, unter welchen die Kaffeeverkäufe vom April realisiert wurden, unterrichtet zu werden. Der Deputierte für Nebraska, Norris, hatte im Repräsentationshause angefragt, ob es nicht möglich sei, das Tarifgesetz gegen Brasilien anzuwenden, welches in Verbindung mit amerikanischen und europäischen Kapitalisten eine Erhöhung des Kaffeepreises um 40 Prozent herbeigeführt habe und dadurch den Vereinigten Staaten einen jährlichen Verlust von ungefähr 35 Millionen Dollars zufüge. Herr Norris fragte weiter an, ob das Justizdepartement nicht gerichtlich gegen die amerikanischen Mitglieder des „Trusts“ auf Grund des Sherman-Gesetzes vorgehen könne. Man sah zwar von weiteren Angriffen auf Brasilien ab, aber das Justizdepartement stellte die vom Repräsentantenhause gewünschten Erhebungen an und es scheint, daß die erbetenen Informationen über die im April getätigten Kaffeeverkäufe für das Justizdepartement bestimmt waren. Die Staatsregierung konnte dem Ergebnis der Erhebungen mit Ruhe entgegen sehen, wengleich die Erhebungen ein gewisses Mißtrauen in unsere Absichten dokumentierten. Plötzlich kam die Nachricht, daß eins der New Yorker Gerichte gegen die Mitglieder des Valorisationskomitees vorgegangen sei. Darin mußte mit Recht der Ausdruck eines Zweifels an der legalen Bestimmung über die in New York lagernden Valorisationsvorräte erblickt werden. Nicht ohne große Schwierigkeiten konnten wir uns Kenntnis vom Inhalt der im Namen der amerikanischen Regierung bei dem Distriktsgericht von New York erhobenen Klage verschaffen. Beim Lesen der Klageakte konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man beabsichtigte mit den Gewohnheiten zu brechen, die sich in der politischen Wissenschaft eingebürgert zum Schutze des internationalen Rechts und zur Sicherheit der Gerechtigkeit unter den Nationen. Tatsächlich wurde in der langen Begründung der bei dem erwähnten Gericht erhobenen Klage der Versuch gemacht zu beweisen, daß die Mitglieder des Valorisationskomitees sich der Uebertreibung der Bestimmungen des Gesetzes vom 2. Juli 1890 (Sherman-Akte) schuldig gemacht haben. Ich kann Ihnen jetzt nur einen Auszug aus der Begründung mitteilen. Die Klage wurde bei dem Distriktsgericht von New York von den Vereinigten Staaten von Amerika gegen die Mitglieder des Valorisationskomitees erhoben. Es wird darin geltend gemacht, daß die Personen, welche an der Heraufschraubung des Kaffeepreises interessiert sind, geplant hätten, eine weitere Steigerung des Preises durch künstliche Mittel herbeizuführen und so direkt und illegalerweise, das Geschäft und den Handel der ganzen Welt im allgemeinen und den Handel zwischen den Vereinigten Staaten und Brasilien im besonderen zu beeinflussen. Um ihre Idee auszuführen, hätten die Mitglieder des Komitees Vereinbarungen getroffen und sich verschworen (das Wort „verschworen“ ist getreu aus dem Text übertragen), Kaffee zu kaufen, zu empfangen, aufzube-



wahren und zu verkaufen, sowie den Markt in verschiedener Art zu bearbeiten.

Da ca. drei Viertel des Weltkaffeeverbrauchs in Brasilien erzeugt würden, so sei der Preis ohne Zusammenwirken der brasilianischen Regierung und der Staaten nicht hochzuhalten. S. Paulo sei der größte Produzent. Die Interessenten hätten in Verfolgung ihrer Zwecke den Erlaß mehrerer Gesetze suggeriert und bewirkt. (In der Klageschrift sind alle auf die Valorisation bezüglichen Gesetze aufgeführt). Aus dem allen leite sich die Absicht ab, das zum Schutze der Industrie und des Handels gegen Beschränkungen und Monopole erlassene Gesetz (Sherman-Akte) zu übertreten, wofür in der Klageschrift noch einmal folgende Beweise angeführt werden:

a) Der Valorisationsplan wurde von Individuen organisiert, die ein Interesse daran hatten, den Kaffee auf einen höheren als den Preis zu treiben, der sich unter normalen Verhältnissen aus dem Angebot und der Nachfrage ergeben haben würde;

b) jene Individuen veranlaßten den Staat São Paulo zur Dekretierung von Gesetzen und zum Abschluß von Kontrakten zum Zwecke der Verminderung der Kaffeeverschiffungen von Brasilien;

c) da die Vereinigten Staaten 40 Prozent des ganzen Kaffees konsumieren, der in der Welt verbraucht wird, da ferner der Kaffee ein unentbehrlicher Artikel zum Lebensunterhalt ist, so wirkt jedes Gesetz, welches den regulären Kaffeeimport in den Vereinigten Staaten verhindert oder geeignet ist, in irgend einer Weise den Preis in die Höhe zu treiben, direkt einschränkend auf den Außenhandel wie nicht minder auf den interstaatlichen Handel. Die Organisation des Valorisationsplanes verstößt somit gegen die in der Sherman-Akte festgelegten Prinzipien, und die Vereinbarungen und Verschwörungen der verschiedenen Individuen, die vom Staate São Paulo gesetzliche und kontraktliche Konzessionen erlangten, bilden eine Verletzung der Bestimmungen der Akte;

d) die Tatsachen, daß die Vereinbarungen und Verschwörungen in Brasilien nicht als illegal angesehen werden und einem fremden Staate davon Kenntnis gegeben wird, berechtigt das Komitee nicht zu Handlungen in den Vereinigten Staaten, die im Widerspruch mit den Gesetzen dieses Landes stehen. Außerdem ist einer der Angeklagten, Herr Sielken, im südlichen Bezirk von New York ansässig und betreibt hier ein Kaffeegeschäft. —

Die Anklageschrift schließt mit der nochmaligen Feststellung, daß die Gesetze, Kontrakte und Abmachungen, auf welchen der Valorisationsplan basiert, gegen das amerikanische Gesetz vom 2. Juli verstoßen, und deshalb als illegal erklärt werden müssen. Es wird beantragt, sofort einen Receiver für den in New York lagernden Valorisationskaffee zu erneuern und diesen gerichtsseitig zu verkaufen.

Die Staatsregierung konnte direkt in Verteidigung unserer Rechte weiter nichts tun, als diese der Bundesregierung kategorisch zu bestätigen, was persönlich durch den Finanzsekretär geschehen ist unter Angabe aller Umstände, welche zur Organisation und Durchführung des Valorisationsplanes geführt haben. Der Plan ist ja außerdem hinlänglich öffentlich bekannt. Der Alarm, den seine Durchführung jetzt hervorruft, hat uns stark verstimmt.

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen zu sagen, daß die Bundesregierung und der verehrte Minister der auswärtigen Beziehungen unsere Rechte nachdrücklich verteidigt haben, Rechte, die übrigens Gemeingut des ganzen brasilianischen Volkes sind. Dafür bin ich zu großem Danke verpflichtet. Wir dürfen bestimmt erwarten — und die bereits bekannten er-

sten Entscheidungen in der Klagesache sowie der freundschaftliche Meinungs-austausch zwischen den beiden Ländern bestärken uns in dieser Erwartung —, daß der Zwischenfall die herzliche Freundschaft zwischen Brasilien und den Vereinigten Staaten nicht trüben und in würdiger Weise beigelegt werden wird.

Das Vorgehen der Vereinigten Staaten hat in Europa Widerhall gefunden, was nicht überraschen kann. In der französischen Deputiertenkammer beantragte der sozialistische Abgeordnete Briquet unter der Begründung, daß der hohe Kaffeepreis vom palästaner Valorisationskomitee verursacht sei, die Regierung wolle Maßregeln gegen die Valorisation ergreifen, den Kaffe Zoll erhöhen und Vergünstigungen für die Einfuhr von Kaffee aus den französischen Kolonien sowie anderen Produktionsländern gewähren. Der Handelsminister bekämpfte den Antrag und gab in loyaler Weise Aufklärungen über die Valorisation unter dem Hinzufügen, daß man in Frankreich versucht habe, in ganz ähnlicher Art den Weizenpreis zu steigern. Er erklärte schließlich, daß es kein legales Mittel gebe, gegen Handlungen eines unabhängigen Staates vorzugehen. Durch das sachliche und gerechte Dazwischentreten des Ministers wurde eine Erregung der öffentlichen Meinung in Frankreich durch den Antrag Briquets verhindert.

Wir werden gut tun, aus den Tatsachen die richtigen Lehren zu ziehen. Die Vereinigten Staaten sind der größte Konsument unseres Kaffees, der dort Zollfreiheit genießt. Im amerikanischen Kaffeegeschäft sind große Kapitalien investiert. In den Vereinigten Staaten und den benachbarten Kaffeeproduktionsgebieten herrscht eine der Einführung eines Kaffeezolles günstige Strömung, wengleich dem großen amerikanischen Volke kein Vorteil aus der Besteuerung eines Produktes erwächst, das ein Volksnahrungsmittel bildet. Aber Rücksichten fiskalischer Natur, der Druck, welchen Politiker und Interessenten ausüben, die nachhaltigen Forderungen der kleinen Kaffeeproduzenten können neue Schwierigkeiten heraufbeschwören, wozu die Sherman-Akte eine vortreffliche Handhabe bietet, wie man in den Vereinigten Staaten annimmt. Der Kaffeepflanzer muß die Augen offen halten und darf den amtlichen Stellen nicht zuviel zumuten. Er darf auch nicht zu fest auf die Gefühle der befreundeten Völker bauen in einer Zeit, wo sie sich mehr als je unter der Pression kommerzieller und finanzpolitischer Interessen befinden. Es ist nötig, daß wir arbeiten — und das lehrt uns die politische Geschichte —, daß wir genügend in bester Qualität produzieren, damit unsere Erzeugnisse auf den Konsummärkten gesucht sind. Mit anderen Worten müssen wir alles tun, was uns zu tun obliegt, damit unsere wirtschaftliche Entwicklung nicht gestört werde und unser Kredit nicht leide, damit die Republik sich politisch und wirtschaftlich dermaßen befestige, daß wir die Konkurrenz anderer Länder nicht zu fürchten brauchen, daß wir unsere Rechte durchzusetzen vermögen, wenn man sie zu beeinträchtigen versucht.

Der Staat São Paulo entwickelt sich in der kräftigsten Weise. Die großen Probleme, welche die fortschreitenden Völker beschäftigen, beschäftigen auch uns im Staate São Paulo sehr lebhaft. Wir suchen sie der Lösung zuzuführen und die amtlichen Stellen sind bemüht, die Lösung zu fördern. Von der Intensivität und der zielbewußten Direktion unserer Anstrengungen hängt größtenteils der Erfolg ab, der den Staat und die Republik kräftigen und unser Land fremden Arbeitskräften und

fremdem Kapital empfehlen wird, den beiden Hauptfaktoren der Prosperität der Völker.

In der kurzen Zeit, welche seit meinem Amtsantritt verflossen ist, konnte ich noch nicht genug Daten sammeln, um zu Ihnen mit Sicherheit über die Staatsgeschäfte und die geeigneten Mittel, sie gut zu führen, sprechen zu können. In dem Bericht meines geschätzten Vorgängers finden Sie aber eine Fülle von Anhaltspunkten zu Ihrer Aufklärung. Ich werde sie durch besondere Botenchaften ergänzen. Im täglichen Verkehr mit Ihnen, aus Ihrem Wissen und Ihrer Erfahrung hoffe ich wertvolle Anregungen für meine amtlichen Funktionen zu erhalten.

Oeffentlicher Unterricht.

In der Abteilung des Innern nehmen die Bemühungen zur Hebung des Volksunterrichtes und die Fürsorge für die Volksgesundheit den hervorragendsten Rang ein. Der Elementarunterricht hat sich in den Städten und Villas bedeutend gehoben, aber auf dem platten Lande entspricht er noch keineswegs der sonstigen Entwicklung des Staates. Dort ist unsere Rückständigkeit augenfällig. In der Staatsverfassung ist festgesetzt, daß der Primarunterricht obligatorisch sein soll. Es sollen bereits 150.000 Kinder Unterricht erhalten, aber 300.000 profitieren von dieser Wohltat noch nicht. Deshalb ist es außer Zweifel, daß, wenn wir nicht für die Besserung des Unterrichtswesens in jeder Richtung Sorge tragen, wir nicht so bald bessere schulstatistische Ziffern erhalten werden.

Gegenwärtig ist es die vornehmste Sorge eines Lehrers, der zum Wirken in einer entfernten Gegend berufen wird, die vorgeschriebenen Formalitäten zu erfüllen, oder sie auch zu umgehen, um sobald wie möglich in eine bessere Stellung aufzurücken zu können. Der Unterricht zieht aus einer solchen Ordnung der Dinge wenig Nutzen. Es erscheint mir besser, die Stellen auf dem platten Lande mit erfahrenen Lehrkräften zu besetzen, die mit Kindern aller Alters- und Bildungsstufen umzugehen gelernt haben, statt sie frischgebackenen Lehrern zu übertragen, denen noch die Praxis und die Initiative mangelt. Es ist übrigens verständlich, daß die Lehrer nicht gern aufs Land gehen, denn erstlich beziehen sie dort nur mäßige Gehälter und dann haben sie auch häufig mit der Schwierigkeit zu kämpfen, geeignete Lokale zu finden, die dem Zwecke entsprechen und den hygienischen Anforderungen genügen. Wenn unsere Finanzen den Bau von jährlich 50 bis 100 einfachen, aber zweckmäßigen und hygienischen Schulhäusern erlauben, werden wir in wenigen Jahren in der Lage sein, allen Ansprüchen zu genügen. Und der Lehrer, welcher die Vorteile einzusehen weiß, welche ihm auf dem Lande geboten werden, dem man außerdem ein geeignetes Schulgebäude zur Verfügung stellt, wird keine Ursache mehr haben, sich über seine Berufung aufs Land zu beklagen. Die Opfer, welche man für den Schulunterricht bringt, werden rasch kompensiert. Die Unwissenheit ist das größte Unglück eines Volkes, denn sie hemmt das Fortkommen des Bürgers und macht ihn teilnahmslos für die Lösung der großen Probleme des sozialen und politischen Lebens.

Neben der Hebung des Elementarunterrichtes müssen wir auch bestrebt sein, den höheren Unterricht zu verbessern. Durch das Gesetz Nr. 19 vom 24. November 1891 wurde die Gründung einer medizinischen und chirurgischen Akademie in der Staatshauptstadt angeregt und eine Grundlage für ihre Organisation geschaffen. Das Gesetz bedarf der Revision, aber nichtsdestoweniger erscheint mir die baldige Verwirklichung der Idee erstrebenswert.

Hygiene.

Der hygienische Dienst des Staates bedarf besonderer Fürsorge, die nicht auf die lange Bank geschoben werden darf. Die Bevölkerung vermehrt sich sehr stark namentlich durch die Einwanderung. Die Ansammlung dieser neuen Elemente mit den verschiedensten Bildungsgraden und Gewohnheiten, die Zerstreung der Einwanderer über den ganzen Staat legen den amtlichen Stellen die Pflicht erhöhter Fürsorge auf, dabei darf nicht übersehen werden, daß der Mangel an Vertrauen in die Schutzmittel gegen die Epidemien, die Unsauberkeit der Städte den Ruf der Verwaltung schädigen und der Bevölkerung mißfallen. Ich kenne die hier ausgeführten großen Arbeiten auf dem Gebiete der Hygiene, Arbeiten, welche die ganze Republik interessieren. Absichtlich sage ich: die ganze Republik, weil diese Arbeiten, auf die die ganze Welt blickt, wesentlich zur Lösung des Problems der allgemeinen Sanierung der Republik beitragen.

Es ist nötig, daß wir das große Werk fortführen und in diesem Sinne haben wir uns auch an den hervorragenden Dr. Oswaldo Cruz mit der Bitte gewendet, uns zur Gewinnung eines namhaften Professors für die Leitung unseres bakteriologischen Instituts behilflich zu sein.

Oeffentliche Ordnung.

Die öffentliche Ordnung hat keine Störung erfahren. Jedermann widmet sich der Arbeit in der Erwartung, aus seinen Anstrengungen einen befriedigenden Ertrag zu ernten. Auf einigen Fazendas im Innern und in der Hauptstadt haben friedliche Lohnbewegungen der Arbeiter stattgefunden, die ohne große Schwierigkeiten ausgeglichen werden konnten. Man hört häufig sagen, daß unter der großen Masse Arbeiter, welche zugewandert ist und größtenteils aus strebsamen, friedfertigen Leuten besteht, sich auch Elemente befinden, die im guten Glauben, aus Oppositionslust oder in Verfolgung verdammenswerter Interessen Ausstände planen und provozieren, um damit zu erreichen, was sie die Anerkennung ihrer Rechte nennen. In unserem Lande, welches sich unter vollkommen demokratischem Regime befindet und wo es keine Klassenherrschaft gibt, muß von einer solchen Propaganda abgeraten werden. Der fremde Arbeiter wird bei seiner Ankunft hier die Ueberzeugung gewinnen, daß die Gesetze ihm die nötige Garantie für seinen Lebensunterhalt und eine entsprechende Remuneration seiner Arbeit leisten. Wir appellieren an die Organe der sozialen Erziehung und bitten sie, die Regierung in ihren auf die Erhaltung des sozialen Friedens gerichteten Bestrebungen, in ihrem unablässigen Bemühen, die Ordnung ungestört zu erhalten, zu unterstützen.

Unsere Industrie befindet sich noch in den Kinderschuhen und kämpft mit der Konkurrenz fremder Erzeugnisse. Wenn Arbeiter und Arbeitgeber in ihren gegenseitigen Beziehungen nicht gerecht und versöhnlich gestimmt sind, läuft der Betrieb der Fabriken Gefahr und es wird die Gründung neuer verhindert, ganz abgesehen davon, daß Arbeiter und Arbeitgeber ihre eigenen Interessen schädigen. Ich setze in die Friedfertigkeit und den Ordnungssinn der Arbeiterbevölkerung volles Vertrauen.

Das Wohl der Arbeiterklasse, die wir schätzen, muß uns um so mehr am Herzen liegen in einer Zeit, wo die Lebenshaltung sich verteuert im Verhältnis der Entwicklung der Hauptstadt und der Städte im Innern. Die Frage der Beschaffung billiger Arbeiterwohnungen ist immer aktuell. Einige Fabrikanten haben bereits die Notwendigkeit der Lösung

dieses Problems erkannt. Den amtlichen Stellen des Staates und der Munizipien liegt es nicht minder ob, sich mit der Lösung zu beschäftigen. Wenn der Arbeiter erst einmal die Ueberzeugung gewinnt, daß man sich in ehrlicher Weise und von allen Seiten für die Besserung seiner Lage interessiert, wird er lediglich an seine Arbeit und die gemütliche Ausgestaltung seines Heims denken.

Polizeiwesen.

Im Departement der öffentlichen Sicherheit interessieren uns hauptsächlich die Fragen des Polizeidienstes, sowie die Verwaltung der Justiz und die Rechtsprechung. Wer ohne Voreingenommenheit die Entwicklung des Staates und seinen rapiden Fortschritt verfolgt, kann unmöglich die Schwierigkeiten verkennen, welche der Regierung aus dem Sicherheitsdienst und der Aufrechterhaltung der Ordnung bei der unzulänglichen Mannschaft erwachsen, über die sie verfügt. Die Instruktion, welche das Polizeikorps seit einigen Jahren erhält, hat zwar das Arbeitspensum des Einzelnen erhöht, andererseits trägt sie aber auch wesentlich dazu bei, das Ansehen der Polizei zu heben, worauf sie mit Recht stolz sein kann, und den moralischen Wert der polizeilichen Aktion im Staate zu mehren. Da der Kontrakt der französischen Mission bald abläuft, so habe ich es für opportun erachtet, die Verlängerung des Kontraktes vorzuschlagen, damit die Wohltaten, welche sich aus der Instruktion ergeben, keine Unterbrechung erfahren. Die Instruktion würde weniger anstrengend für Offiziere und Mannschaften und nicht minder nützlich sein, wenn eine Erhöhung des Mannschaftsbestandes ermöglicht werden könnte.

Justizreform.

Seit langem wird an eine Justizreform gedacht, die eine bessere Rechtsprechung im Staate gewährleistet. Es besteht noch der alte Prozeßformelkram mit seinen Hinzögerungen, welche die Parteien zur Verzweiflung bringen. Es ist nötig, der allgemein herrschenden Tendenz nach Vereinfachung der Prozeßordnung Rechnung zu tragen und die berechtigten Wünsche der Bevölkerung zu berücksichtigen. Um Ihnen eine Ihrer Beachtung würdige Arbeit vorlegen zu können, hat die Regierung sich der Mitwirkung des hervorragenden Rechtsgelehrten Dr. J. Mendes de Almeida versichert, der seit einigen Jahren ihr mit seinem fachwissenschaftlichen Rate beisteht. In diesem Plane, der sich in Bearbeitung befindet, wird die Regierung, auf die Erfahrung gestützt, folgende Punkte beachten:

- 1) Territoriale Einteilung und Klassifizierung der Gerichtssprengel;
- 2) Einsetzung der Richter und Ausübung des Richteramtes, Kompetenz und Besoldung der Richter;
- 3) Befugnisse der Justizorgane;
- 4) Gerichtsdienere;
- 5) Hilfsorgane;
- 6) Prozeß und Prozeßverfahren.

Außer der eigentlichen Justizreform wird die Regierung sich auch angelegen sein lassen, die Prozeßgesetzgebung zu konsolidieren und sie zeitgenäÙ im Einklang mit den gesammelten Erfahrungen zu reformieren, um die Rechtsprechung zu beschleunigen und sie wirksamer und weniger kostspielig zu gestalten.

Einwanderung.

Das Einwanderungsproblem, die Probleme der landwirtschaftlichen Arbeit, die in unserem Staate bereits sehr intensiv ist, des Bahntransportes und der Beziehungen der Transportunternehmen zu den Behörden, der Munizipalwege, die sich im allge-

meinen und unglücklicherweise noch im rudimentärsten Zustande befinden, sind von größtem Interesse und sie nehmen die volle Aufmerksamkeit einer Regierung in Anspruch, die von Arbeitsfreudigkeit und Schaffensdrang beseelt ist.

Die Einwanderung hat im laufenden Jahre einen beachtenswerten Impuls erfahren. Nach den statistischen Ausweisen sind bereits 53.398 Personen eingewandert und bis zum Jahresschluß wird sich diese Zahl voraussichtlich um zwei Drittel vermehren. Der Einwanderungsdienst verursacht große Ausgaben und es ist dafür im Etat nicht genügend ausgeworfen worden, was bei den Budgetberatungen zu berücksichtigen ist. Es liegt nicht im Interesse der Landwirtschaft und der Industrie, den Einwandererstrom einzudämmen. Namentlich die Landwirtschaft kann die Einwanderung nicht entbehren und die Besiedlung ist sowohl eine Lebensfrage für den Staat wie für das ganze Land.

Der Umschwung, welcher sich in diesem Staate vollzieht, wo die Arbeit den Volksgeist beherrscht, ist zum größten Teil das Resultat der Mitwirkung fremder Arbeitskräfte und fremden Kapitals, wodurch unsere natürlichen Reichtümer erst richtig zur Geltung kommen. Obwohl erst jetzt die Ausfuhr des Ertrages der gegenwärtigen Kaffeeernte begonnen hat, ist der Bahnverkehr doch ein außerordentlich großer und man hält den Eintritt einer Transportkrise für sehr wahrscheinlich, wenn der Mangel an rollendem Material, mit welchem einige der großen Transportunternehmen kämpfen, nicht rasch behoben wird.

Die Bahnverwaltungen sind bemüht, nach Möglichkeit die drohende Krise zu beschwören, und sie haben der Regierung versichert, daß sie alles tun würden, damit das Transportgeschäft keine Störung erleide. Die Gefahr würde um so ernster sein, wenn die Einfuhr, welche sich in außerordentlicher Weise gehoben hat, in der gleichen Progression stiege. Tritt dieser Fall ein, so müssen die vorhandenen Transportmittel entweder erweitert oder neue geschaffen werden zur prompten Beförderung der Waren, die für unseren und die Nachbarstaaten bestimmt sind.

Verbesserungen in der Hauptstadt.

Was die Verbesserungen in der Hauptstadt betrifft, so beschäftigt sich die Regierung damit, die Einzelpläne, welche sie vorfand, zu vereinigen, um sich orientieren zu können. Die Stadt São Paulo entwickelt sich aus sich selbst heraus und man kann sagen im Eilzugstempo. Es werden alljährlich 4000 Häuser gebaut und die Bevölkerung vermehrt sich nach zuverlässigen Informationen um 40.000 Seelen pro Jahr. Man muß deshalb auf dem qui vive sein, damit eine außerordentliche Expansion die Verwaltungsorgane nicht unvorbereitet finde. Nachdem ein allgemeiner Plan der Entwicklung der Stadt unter Beistand kompetentester Fachleute festgelegt worden ist, muß man ihn nach und nach ausführen nach Maßgabe der verfügbaren Mittel. Einige Verbesserungen sind eiliger Natur. Diese muß man sogleich in Angriff nehmen. Wie der Regierung bekannt ist, werden von der Munizipalverwaltung bereits diesbezügliche Studien vorgenommen.

Das Werk des Umbaues und der Ummodellung der Städte stößt häufig und überall auf große Schwierigkeiten, welche darin bestehen, daß für die zu expropriierenden Liegenschaften und Gebäude von den Besitzern exorbitante Preise gefordert werden und eine zügellose Spekulation die Beamten verstrickt zum Schaden für das Ansehen der Verwaltung. Diese ist verpflichtet, ein wachsames Auge auf

die Minierarbeit der Exploiteure der öffentlichen Kassen zu haben, und dem Gesetzgeber liegt nicht minder die Pflicht ob, die Verwaltung mit Maßnahmen zu unterstützen, welche geeignet sind, der Gewinnsucht Zügel anzulegen.

Solange die öffentlichen Gewalten noch nicht über alle legalen Mittel verfügen, welche gestatten, sich in wirksamer Weise den Interessen der Allgemeinheit zu widmen, erscheint es mir richtig, das Verbesserungswerk zu verschieben, damit die Steuer-groschen des Bürgers nicht unnütz vergedet werden, oder Zweifel an der Ehrenhaftigkeit der Verwaltung auftauchen.

Ich kann Ihnen noch keine Aufklärungen über die finanzielle Lage des Staates geben, wie ich es gern wünschte, weil mir einige Daten, deren ich bedarf, noch nicht zur Hand sind, indes bemüht man sich, sie zu beschaffen. Die Einnahmen der ersten Hälfte des Finanzjahres sind natürlich aus Gründen, welche Ihnen nicht unbekannt sind, mäßig, während die festgesetzten Ausgaben nicht vermindert werden können. Diese Ordnung der Dinge bewirkt, daß die Regierung gezwungen ist, der Ausführung verschiedener von Ihnen getroffener Bestimmungen erst näher zu treten, wenn sich die Einnahmen wieder mehren.

Am 25. Mai d. J. wurde mit dem Staate Minas eine Vereinbarung betreffend Regulierung der gegenseitigen Grenzen getroffen, und am 10. Juli wurde durch eine andere Vereinbarung der Transit von Kaffee aus Minas und seine Ausfuhr über den Hafen von Santos geregelt. So müssen alle Staaten verfahren, um zu beweisen, daß sie von aufrichtigem Solidaritätsgefühl beseelt sind. Man kann vielleicht auf andere Art zu den gleichen Resultaten gelangen, indes bleiben immer Verstimmungen zurück. Unser Verfahren ist das geeignetste, die Bande der Freundschaft unter den großen Gliedern der Union fester zu knüpfen.

Vielgestaltig sind die Interessen, deren Wahrung den öffentlichen Gewalten in diesem Teile der Republik anvertraut sind. Deren Verantwortung ist demgemäß groß. Es ist unsere Pflicht, uns würdig und loyal innerhalb der uns gezogenen gesetzlichen Grenzen zu bewegen, wie es nicht minder unsere Pflicht ist, ohne Unterlaß die Freiheit und die verfassungsmäßige Ordnung auszubauen, die anvertrauten Interessen getreulich zu wahren und mit den Organen des Bundes sowie der anderen Staaten einmütig und brüderlich, vom Geiste der Gerechtigkeit getragen, zusammenzuarbeiten.

São Paulo, 14. Juli 1912.

Francisco de Paula Rodrigues Alves.

Wochenschau.

Im alten Europa herrscht jetzt die saure Gurkenzeit. In der Politik ist „nichts los“ und deshalb hat die Wochenschau wieder nichts Wichtiges zu melden. Die deutsch-französische Kommission, die die Grenze zwischen den deutschen und französischen Besitzungen am Kongo feststellen sollte und ihre Sitzungen in der Schweiz in Bern abhielt, hat ihre Arbeiten vorläufig beendet. Die Vertreter der beiden Länder haben in vielen Punkten sich einigen können, aber über einige kleine Kongo-Inseln bestehen noch gewisse Meinungsverschiedenheiten und deshalb wollen die Herren sich nach Afrika begeben, um die Frage an Ort und Stelle recht gründlich zu studieren. Die Meinungsverschiedenheiten sind nicht schwerwiegender Na-

tur und werden sich jedenfalls bald aus der Welt schaffen lassen. Sollte aber die Kommission, was eigentlich nicht anzunehmen ist, zu keiner Einigung kommen, dann wird die Frage dem internationalen Schiedsgericht zu Haag zur Schlichtung unterbreitet werden. Die Kommission wird natürlich die günstigere Jahreszeit abwarten und erst dann die Reise nach Afrika antreten. — Einige Blätter — man weiß schon, von welcher Seite — haben, da die Erzählung von der Seeschlange nicht mehr zieht und den Lesern doch etwas vorgesetzt werden muß, wieder die alte Geschichte von der „deutschen Gefahr“ für Südamerika vorgebracht und das Gerücht in die Welt gesetzt, daß Deutschland einen kolombianischen Hafen militärisch besetzen lassen werde. Die „Kölnische Zeitung“ ist diesem Gerücht entgegengetreten und es so bezeichnet, wie es bezeichnet zu werden verdient — als Blödsinn. Die Welt, die selten etwas lernt und selten etwas vergißt, war diesmal doch so verständig, daß sie den Ausstreuungen kein Gewicht beilegte. Man hörte das Gerücht, aber kolportierte es nicht weiter. — Auch einige deutsche Blätter versuchten, in dieser öden, ereignislosen Woche ihre Leser mit einer schlecht erzählten Fabel zu unterhalten, indem sie etwas Sensation machten. Sie kritisierten die angebliche Interessenlosigkeit, die die deutsche Regierung der Hafenbaufrage von Emden gegenüber zeigt und versuchten sie zu erklären. Diese Erklärung machten sie sich sehr leicht. Die Regierung ist, so sagten sie, parteiisch: sie interessiert sich nur für Hamburg und Bremen, und da diese Städte die Konkurrenz Emdens fürchten, so vernachlässigt man den neuen Hafenbau. Man ging noch weiter und behauptete, daß die Voreingenommenheit der Regierung für die alten Hafenstädte daher datiere, weil Kaiser Wilhelm Aktionär der Hapag und des Norddeutschen Lloyd sei. Somit war wieder ein Thema gefunden, über das man schreiben konnte. Aber das Dementi ließ nicht lange auf sich warten. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ wies nach, daß erstens Kaiser Wilhelm keine einzige Aktie der genannten Schifffahrtsgesellschaften besitzt und daß zweitens die Gleichgiltigkeit der Regierung gegenüber der Emdener Hafenbaufrage nur wieder eine müßige Behauptung oder ein gesuchter Anlaß war, um gegen die Regierung den Entrüsteten spielen zu können. Da die betreffenden Blätter ihre Behauptung nicht aufrecht erhalten konnten, so war die Diskussion mit diesem Dementi abgeschlossen und man wandte sich von dem Emdener Hafen der Luftschifffahrt zu, die von dem Militär immer in größerem Maße dienstbar gemacht wird. Jetzt hat das deutsche Heer schon zwei Lenkballons, die mit Maschinengewehren und Lanzierrohren zur Bombenschleuderung ausgerüstet werden. Deutschland in der Luft voran! ist also die Devise und bald wird die Zeit kommen, wo der deutsche Rekrut schwören wird, seinem Landesherren zu Lande, zu Wasser und in der Luft treu zu dienen. — Während das deutsche Militär sich immer mehr mit der Luftschifffahrt befaßt, unternimmt der alte Graf Zeppelin eine Ballonfahrt nach der anderen und sie verlaufen alle sehr günstig. Sein letzter Flug, den er mit seinem Lenkballon „Viktoria Luise“ ausführte, war von Hamburg nach Frankfurt am Main, welche Strecke er in sieben Stunden ohne jede Zwischenstation zurücklegte. Das war wieder ein schöner Erfolg, den ganz Deutschland dem Bahnbrecher auf dem Gebiete der Luftschifffahrt von Herzen gönnte.

Frankreich knackt noch immer an der Marokko-Nuß herum und niemand weiß, wie lange die Geschichte sich noch hinziehen wird. Alles, was

in dem europäischen Konzert Stimme hat, hat Frankreich Marokko überlassen und es hat dieses Land doeh noch nicht. Die Mauren lassen sich nicht so leicht verschenken, und wenn diese Scheiks und Derwische auch nicht gerade die angenehmste Gesellschaft sind, so kann man es ihnen doch nicht übel nehmen, daß sie die Franzosen nicht mit Hosianah empfangen. Neues ist in dieser Woche in Marokko nichts geschehen und das heißt soviel, daß die Franzosen nichts erreicht haben.

Italien hatte auch in dieser Woche zwei Sensationen. Erstens veröffentlichten die Zeitungen die Meldung, daß der in Viterbo verurteilte Kamorrist De Martinis wichtige Enthüllungen machen werde und zweitens brannte der bekannte Komponist Pietro Mascagni mit einer jungen Chorsängerin nach Paris durch. Was von den Enthüllungen des verurteilten Mörders, der natürlich unschuldig sein will, zu halten ist, das weiß kein Mensch, denn die Geheimnisse der Kamorra sind eben Geheimnisse, aber je geheimnisvoller die Sache ist, desto größer ist der Nervenkitzel und deshalb erwartet man die Erklärungen Martinis mit großer Spannung. Das Abenteuer Mascagnis war wieder etwas für die erste Gesellschaft, denn es gab wieder einen brillanten Anlaß, sich mit dem Privatleben des lieben Nächsten zu befassen. Die Chorsängerin, die den 49jährigen Komponisten mit ihren Reizen bestriekt, heißt Annunziata Lolli und soll eine Schönheit ersten Ranges sein. Mascagni hat von Frankreich aus seiner Frau geschrieben, daß er der Sängerin bedürfe, weil sie ihn „inspiriere“, das hat Madame Mascagni aber nicht gelten lassen und will den Ehescheidungsprozeß anstrengen.

Italien ist wieder in Siegesjubel über die Einnahme von Sidi-Ali. Die Details über diesen Sieg lauten für die italienischen Truppen, wie immer, wieder sehr schmeichelhaft. Nachdem in Buehenez, Macabez und Sidi-Said ausreichende Besatzungen zurückgelassen waren, rückte der Kommandant der 5. Division, Generalleutnant Garioni, nachts mit einem Heere von 8000 Mann gegen Sidi-Ali vor, das zur Verteidigung zwei Feldgeschütze und Gebirgsartillerie hatte mit einer Besatzung, welche mittels Nachsehuh aus Zuara auf die Zahl von 6000 Mann angewachsen war. Morgens halb vier Uhr zogen die italienischen Truppen unter lebhaftem Feuer des Feindes gegen die Hügelzüge an. Der ebenfalls vorrückende Feind wurde zurückgeworfen und um 6 Uhr gelang es den Bersaglieri und Grenadieren, auf dem Marabut des Sidi-Ali-Hügels die italienische Flagge zu hissen. Nach verschiedenen neuen Attaeken der Türken und Araber zogen sich die Ueberreste ihrer Streitmacht um halb zehn Uhr in der Richtung nach Regdaline zurück, zahlreiche Tote und Verwundete auf dem Kampfplatze zurücklassend. Die Italiener hatten nur 16 Tote und 63 Verwundete, darunter 4 resp. 19 Ascaris. Die Aktion der italienischen Truppen wurde durch die Geschütze des Kreuzers „Carlo Alberto“ und dreier Torpedoboote unterstützt. Um die wichtige Karawanenstraße zwischen Ben-Gardane und Zuara frei zu bekommen, ist die weitere Eroberung von Zelten und Regdaline, zweier bedeutender strategischer Punkte, noch erforderlich.

Im Luftschiffpark Vigna di Valle hat man mit dem neuen Aeroplan „M I.“ wohlgelungene Flüge unternommen. Dieser Flugapparat wird nach Egeu gesehiekt.

In Rom hat Fräulein Repetti, welche bei der Schönheitskonkurrenz den 1. Preis von 500 Lire gewann, diese Summe für die Opfer des Krieges geschenkt. In Florenz sind 60 verwundete Soldaten von Libyen her angekommen. Das Transport-

schiff „Valparaiso“ brauchte nach Neapel 6 Kanonen, die man in Derna den Türken abgenommen.

Auf die kriegerischen Reden des Grandvesirs und des Ministers des Aeußern erteilte die türkische Kammer ihrer Regierung zwar ein Vertrauensvotum, aber trotzdem ist die Lage in Konstantinopel eine sehr kritische sowohl infolge der schlimmen Nachrichten vom afrikanischen Kriegsschauplatz als auch infolge der sich immer mehr ausdehnenden Erhebung in Albanien und der zahlreichen Desertierungen aus den dort stehenden türkischen Truppen. Nachdem verschiedene Politiker die Bildung eines neuen Kabinetts abgelehnt, hat Kiamil-Pascha diesen Auftrag angenommen und bereits Herrn Nazim das Kriegsministerium angeboten. In Berlin hat die kriegerische Stimmung, die in Konstantinopel immer noch zu herrschen scheint, abfällige Kritik gefunden. Die offiziöse italienische Presse dagegen legt den neuesten Erklärungen der türkischen Minister wenig Bedeutung bei und macht für die Fortdauer des Krieges nur die Pforte verantwortlich. Aus Mazedonien wird gemeldet, daß viele türkische Offiziere den Plan betreiben, den Sultan Mohamed V. zu stürzen und den Prinzen Mehmed Salah-Eldin-Effendi als neuen Sultan zu proklamieren.

Vom deutschen Schulfest in Campinas

Daß wir der freundlichen Einladung des „Deutschen Schul- und Lesevereins Campinas“ folgten und am 13. und 14. ds. dort den zugunsten des Schulhausbaues veranstalteten Festlichkeiten beiwohnten, hatten wir wirklich nicht zu bereuen. Der außerordentlich freundliche Empfang, die tadellos verlaufenen Festlichkeiten und die frohen Stunden, die wir auch diesmal wieder im Kreise der dortigen deutschen Kolonie verlebt haben, waren uns reichliche Entschädigung.

Schon die Fahrt nach dort hat uns eine interessante Beobachtung verschafft: Von der Umgestaltung auf den Gebieten des Bauwesens und der Verkehrsmittel, welche sich gegenwärtig in São Paulo geradezu in rasendem Tempo vollzieht, trafen wir auch in Campinas einen schwachen Ableger, ebenso in Jundiahy ein merkliches Wachstum gegen früher, aber sonst zeigte die ganze Bahnstrecke gegen anderthalb Jahrzehnt außerordentlich wenig Veränderung. Ortschaften oder Kolonien von Bedeutung sind keine erstanden und selbst in den vielen Talgründen, welche sich für Anbau lohnender Konsumprodukte eigneten, stehen noch überall die alten niederen Lehmhütten mit den paar Bananenstauden in der Nähe. Es bedeutet dieser Zustand einen argen Anachronismus: so viel ergiebiges Land unmittelbar vor einer Stadt, die wohl mit die teuersten Lebensverhältnisse der ganzen Welt hat! Campinas selber haben wir als eine in vielen Richtungen wacker fortgeschrittene Stadt wiedergetroffen, mit bedeutenden Straßen- und Quartiererweiterungen in den Vororten, mit den ersten Geleisen der elektrischen Straßenbahn, die in kurzem den Eselbond ganz verdrängt haben wird, mit vielen schönen Neu- und Sobradobauten und vor allem eine Stadt von peinlichster Sauberkeit, die bis in die Bedürfnisanlagen der Häuser reicht und schon jetzt bewirkt hat, daß die in den Jahren 1889 bis 1896 vom Gelbfieber so schwer heimgesuchte und beinahe ganz ruinierte Stadt zu einer der gesündesten des ganzen Staates geworden ist, und die nun dank dieser Gesundheitsverhältnisse, dank der günstigen Lage als Knotenpunkt für viele Eisenbahnen und als Zentrum einer reichen Kaffezone, eine wenn auch

allmählich so doch sicher voranschreitende Prosperität aufweist.

In der deutschen Kolonie, der in erster Linie unser Besuch galt, merkten wir in den Reihen der Bannerträger germanischen Wesens von damals allerdings manche Lücke, aber auch eine große Zahl von Männern, die unentwegt ausgehalten und wiederum eine große Zahl junger Elemente, die für die Weiterentwicklung des Deutschlands zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Offenbar haben die verbesserten sanitären Verhältnisse auch gerade auf die neue Generation die beste Einwirkung gehabt. Die deutsche Jugend von Campinas, wie sie bei diesen Festlichkeiten in allen Altersstufen sich sehr zahlreich einstellte, ist eine prächtig blühende Schar. Strammheit und Eleganz der Gestalt und Frische des Aussehens vereinigen sich mit geistiger Gewecktheit, gefälligem gesellschaftlichem Benehmen und gesundem Frohsinn. Das ist die Jugend, die durch die Schule eines Pädagogen Schifferli gegangen ist und unter dem Einflusse der Männer eines „Deutschen Schul- und Lesevereins“ heranwächst, der in dem neuen Schulhausbau tatsächlich ein prächtiges Denkmal deutscher Kultur errichtet und damit gleichsam zum Abschluß seiner 50-jährigen Tätigkeit einen stolzen Merkmstein setzt. Im nächsten März werden dieses Jubiläum und die feierliche Einweihung des neuen Schulhauses zusammen stattfinden. Dann wird der Öffentlichkeit auch ein eingehender Bericht über die ganze Wirksamkeit des Vereins übergeben werden. Doch sind wir heute schon im Falle, daraus einige der wichtigsten und interessantesten Ereignisse zu erwähnen.

Es war am 23. Februar 1863, als in Campinas sich die Deutschen zum ersten Mal, in der Zahl von 40 Mann, in einer Versammlung zusammenfanden, um — einen bewaffneten deutschen Freiwilligenverein zu gründen! Glücklicherweise hatte die damalige brasilianische Regierung für einen Verein bewaffneter Germanen kein Verständnis, sie bedurfte noch keines „Bataillon Nr. 111“, und verweigerte deshalb der Gründung ihre Genehmigung. Aber die am 12. April 1863 nochmals versammelten Deutschen von Campinas mochten doch ein wirkliches Bedürfnis des näheren Zusammenfindens fühlen und kamen dann auf den richtigen Gedanken, einen Schulverein zu gründen, um besser als mit Waffen durch Schulbildung für die Erhaltung deutscher Sitten und deutscher Sprache zu wirken. Dem Rat folgte bald die Tat; schon am 15. Juli gleichen Jahres wurde die erste deutsche Schule in Campinas eröffnet. Ihr erster Lehrer war Franz Weih, ein Schweizer, der heute noch in São Paulo lebt. Als Schullokal stellte der Mitbegründer des Vereines, Herr Dr. Georg Klug, in seinem Hause einen Raum zur Verfügung. Elf Jahre später gelang es unter der rührigen Tätigkeit des Vorstandes, dem Herr Johann Ziegler als Vorsitzender, Herr Niklaus Lang als Schriftführer und Herr Jakob Bolliger als Kassierer angehörten, ein eigenes Schulhaus zu erwerben, das in 1875 eingeweiht wurde und der Schule bis heute gedient hat. Die Zahl der Schüler, die im ersten Jahre 23 betrug, war indessen auf 56 gestiegen. Ein wichtiges Ereignis trat für die Schule im Jahre 1879 ein, als der Schweizer Lehrer, Herr Schifferli, auf Kontrakt herüberkam und als Leiter die Schule übernahm, die er bis auf den heutigen Tag, also 33 Jahre, ununterbrochen mit so großem Erfolge führt. Diese Tätigkeit des hervorragenden Pädagogen Schifferli und seiner Mitarbeiter im Schulverein sind um so höher einzuschätzen, da diese Schule neben den vielen Schwierigkeiten, mit denen alle deutschen Schulen im Auslande zu kämpfen haben, noch ganz außerordentliche Schick-

salsschläge erlitt, nämlich in den grausamen Gelbfieberepidemien, welche von 1889 bis 1896 Campinas fast ganz entvölkerten und in gleicher Weise auch die deutsche Schule und ihren Verein heimsuchten. Ein Drittel der Vereinsmitglieder erlag der Seuche und die Zahl der Schüler schmolz von 79 bis auf 30 zusammen; zweimal mußte die Schule auf je 3 Monate geschlossen werden. Das waren enorme Schicksalsschläge, die fast ganz Campinas dem Ruine nahe brachten und von denen sich auch die deutsche Schule nur sehr langsam erholte. Später kam dazu die Konkurrenz einer zweiten deutschen Schule in Campinas, welche für sich das konfessionelle Moment ausnutzt, während die Schule des „Deutschen Schul- und Lesevereins“ von Anfang an eine konfessionslose Schule war und diesen fortschrittlichen Standpunkt mit anerkannter Energie bis auf heute konsequent durchgeführt hat.

Heute befindet sich die Deutsche Schule in Campinas in einer neuen Periode des Aufschwunges. Während sich die Schülerzahl wieder auf über 60 gehoben hat, steht nun bereits der prächtige Schulhausbau an der Straße Ferreira Penteadó, Ecke Rio Branco, im Außenbau fertig da und wird im Innern in einigen Wochen vollendet werden. Der Plan des Neubaues dadiert einige 3 Jahre zurück und fußt vor allem auf der sanitären Unzulänglichkeit des alten Schulhauses. Für den Bau stand ein in günstigen Zeiten erworbenes, zentral gelegenes Terrain von 1460 Quadratmetern zur Verfügung. Auf besonders eifriges Betreiben der beiden Vereins-schriftführer, Herren Reinhold Laubenstein und Gustav Schubert, faßte die Generalversammlung vom Juni 1911 den definitiven Beschluß des Baues. Dieser war anfänglich auf 12 bis 13 Contos berechnet und wird unter der Aufsicht der beiden letztgenannten Herren nach dem von Herrn Schubert modifizierten Plane ausgeführt. Aber die enorme Preissteigerung für Baumaterialien, die seit einigen Monaten auch in Campinas eingetreten ist, erhöht nun die Kosten auf 18 bis 20 Contos. Davon ist die Hälfte bereits gedeckt durch Zeichnungen in Campinas, sowie in São Paulo, Santos etc. Aber es verbleibt noch ein erklecklicher Rest, zu dessen Bestreitung von dem jetzigen Vorstand weitere Sammlungen veranstaltet und so auch das Schulfest vom 13. und 14. ds. abgehalten wurde, dem andere Veranstaltungen folgen sollen, damit das schöne Werk nicht mit allzu hoher Belastung vom jetzigen Vorstand auf seinen Nachfolger übergehen kann. Der jetzige Vorstand besteht aus folgenden Herren: Misaël Köbner, 1. Vorsitzender; Dr. Wilhelm Bolliger, 2. Vorsitzender; Gustav Schubert und Reinhold Laubenstein, 1. und 2. Schriftführer; Ernst Lauer und Franz Stamm, 1. und 2. Kassierer; August Mai, Bibliothekar; Wilhelm Hoff und Arthur Merbach, Schulkommission; J. S. Schifferli, Direktor und Oberlehrer; Max Landmann, Unterlehrer.

Das neueste Schulfest begann am Sonnabend, den 13. ds., 9 Uhr, mit der literarisch-musikalischen Abendunterhaltung. Kurz nach 9 Uhr waren die großen Räumlichkeiten des Handwerkerengesangsvereines „Eintracht“ mit deutschen Familien angefüllt, das schöne Geschlecht war zu der Veranstaltung besonders zahlreich erschienen. Der Eintritt für die Damen betrug 1, für die Herren 2 Milreis. Zur Eröffnung trug ein flottes Orchester eine Ouverture vor. Dann hob sich der Vorhang und auf der Bühne stolzierte die schlanke elegante Gestalt eines vornehmen Bummelers mit langem Schoßrock und voluminösem Gigerlstock und sang dazu mit wohlklingender Stimme das bekannte Bummellied, nach dem

es in der Welt eben nichts Schöneres gibt als eben das Bummeln. Lebhafter Beifall lohnte diese erste wohlgelungene Nummer. Der erste Teil bot uns noch ein tüchtiges Flötensolo mit Klavierbegleitung aus „Guarany“, ein schönes Lied „Heidegrab“ und zwei Humoresken, „Hans und Doerthe“, eine realistisch dargestellte Szene mit Gesang und eine Maskenball-Irrung, auf der in bekannter Weise der auf Bummelwege geratene Ehemann von der schlauren „schwächeren“ Hälfte überrascht und auf den Weg der Tugend zurückgebraut wird; beide Szenen gingen flott vonstatten. In dem wieder mit einem Orchestervortrag eingeleiteten zweiten Teil wechselten wieder Musik, Gesang und Dramatik unterhaltend ab. Die humoristische Szene aus der sächsischen Dorfschule datiert, mit ihren ruppigen Figuren wohl aus etwas alter Zeit, denn heute sind ja die Sachsen alle hell und hochzivilisiert geworden. Mit Beifall wurde das Baritonsolo „Das Lied, was meine Mutter sang“, die Klarinette-Fantasie und das lebende Bild gelohnt. Den Abschluß bildete ein Einakter aus der Sommerfrische, flott gespielt und mit dem Schluß, in dem sich sogar zwei Paare „kriegen“, geschickt überleitend zu dem dritten Teil, dem Ball, auf welchen die zahlreiche frohe Jugend schon sehnlichst gewartet hatte. Im Nu war aus dem Theatersaal ein Tanzboden gemacht und zu den Walzerklängen wirbelten bald die Paare, die einen wildstürmisch, die anderen sanft und bedächtig im Kreise herum. Es dauerte aber nicht sehr lange, bis auch die älteren Semester der Anregung der Jugend folgten und wieder ein gemütliches Tänzchen wagten, nur um zu sehen, ob's noch geht. Und es ging ja immer noch. Dieses fröhliche Treiben und die lebhaft debattierenden Philisterkränzchen der älteren Häupter, die sich bei solchen Anlässen auch so manches aus dem Vereins- und Geschäftsleben zu erzählen haben, soll bis zum Aufgang der lieben Sonntags-Sonne gedauert haben, als wir bereits geraume Zeit in den Armen des Morpheus lagen.

Der Sonntagvormittag diente uns dazu, uns nochmals kurz in der Stadt Campinas umzusehen, wobei wir den ersten recht günstigen Eindruck nur bestätigt fanden von einem allseitigen Fortschritt mit Ueberlegung und Sicherheit. Auch da fanden wir wieder manche Spur deutscher Wirksamkeit, so z. B. in der Hauptkirche die großartigen Holzschnitzarbeiten, die das Werk eines Deutschen Oelhausen aus Rio Claro sein sollen, und am Platz Rosario eine neue, noch unfertige Kirche, die aber ausschließlich von den dortigen deutschen Ordensleuten selber erbaut wird.

Um 2 Uhr begann alsdann der zweite Tag des Schulfestes in der „Konkordia“, die über ein sehr schönes, geräumiges Vereinshaus verfügt, mit grossem Saal, freundlicher Gartenanlage und schöner Kegelbahn. Gleich von Anfang nahm die Kinder-schar den Saal für ihr Tanzkränzchen in Anspruch, während die älteren Mannschaften um die schönen Preise auf der Kegelbahn, am Billard und beim Sapo zu kämpfen begannen. Schon waren diese Räume mit den zahlreich heranströmenden deutschen Familien angefüllt und wieder ein frohes Leben und Treiben im Gange, als für uns die Stunde schlug, wo wir, wenn auch ungerne, von dem fröhlichen Kreise der deutschen Kolonie scheiden mußten. Jedenfalls haben die Preisverteilung, die Tombola und das Kränzchen dem ganzen Fest gestern noch den richtigen, würdigen Abschluß gegeben und auch im finanziellen Ergebnis für die Schulhauskasse dem rührigen Vorstand seine viele Mühe, mit der er das Fest vorbereitete und tadellos durchführte, gelohnt. Uns werden die Stunden in Campinas in

froher Erinnerung bleiben und wir können der deutschen Kolonie dazu gratulieren, daß für das Schulwesen dort sich wieder eine so rührige und segensreiche Tätigkeit zeigt, die jedenfalls auch bei den Landsleuten anderwärts durch Beisteuer zu diesem schönen Werke deutscher Kultur Unterstützung finden wird.
J. W.

Bundesrat und Ex-Bundespräsident Ruchet —

Kaum hat sich in der schweizer Bundesstadt Bern das Grab über dem vorige Woche verstorbenen Bundesrat Deucher geschlossen, da kehrte der Sensemann von neuem im Bundesratspalast ein und holte sich diesmal ein jüngeres Mitglied der obersten Schweizerbehörde heraus. Gestern starb dort eines plötzlichen Todes Bundesrat Marc Emile Ruchet, der seit 13 Jahren dieser Behörde angehörte. Ruchet war am 14. September 1853 in St. Saphorin, Kanton Waadt, geboren als Sohn eines Lehrers, stand also im kräftigen Mannesalter von 59 Jahren. Nach absolvierten Rechtsstudien in Lausanne und Heidelberg kam Ruchet 1876 in das bekannte Advokatenbureau des Alt-Bundespräsidenten Ruchonnets, dieses hervorragendsten französisch-schweizerischen Staatsmannes neuerer Zeit. Dort bildete sich Ruchet, wie so viele andere bekannte Männer der Westschweiz, nicht allein zum Rechtsvertreter, sondern auch zum Politiker und Staatsmann heran und kam als solcher 1882 in den Kantonsrat und 1887 in den Ständerat, wo er 1898 Präsident war. Im nächsten Jahre wählte ihn die Bundesversammlung in den Bundesrat. Zweimal, 1905 und 1911, bekleidete er das Amt eines schweizer Bundespräsidenten. War auch Ruchet keineswegs die hervorragende Figur eines Staatsmannes von der Größe seines Lehrmeisters Ruchonnet oder eines Deucher, so war er doch ein sehr tüchtiger Verwalter und erwarb sich vor allem auf dem Gebiete des Unterrichtswesens dauernde Verdienste.

Der am neuen Grabe trauernden Eidgenossenschaft, ihren hiesigen Vertretern und der gesamten Schweizerkolonie wiederum unser inniges Beileid!

Notizen.

São Paulo.

Die gescheiterte Kampagne gegen die Kaffeevalorisation in den Vereinigten Staaten. Der Versuch, der Valorisation mit dem Trustgesetz beizukommen, ist kläglich gescheitert, was übrigens vorauszusagen war, denn das Gesetz kann doch nur auf Kombinationen Anwendung finden, die in den Vereinigten Staaten selbst das Tageslicht erblicken und deren Gebilde dort operieren. Indes hat es nichts geschadet, daß unsere Diplomatie sich sofort ins Mittel gelegt und unser Botschafter den Yankees den Standpunkt klar gemacht hat, denn im Dollarlande bedarf es auch wie in Südamerika häufig eines kräftigen Druckes auf die Moral von Madame Justitia, um zu verhindern, daß sie mit bevorzugten Anbetern schamlos kokettiert. Wir wollen auch über die Abweisung der gegen die New Yorker Mitglieder des Valorisationskomitees erhobenen Klage und die Freigabe des mit Beschlagnahme belegten Valorisationskaffees weiter kein Wort verlieren, sondern nur die Gelegen-

heit benutzen, um der Bundesregierung den Rat zu geben, die nötigen Konsequenzen aus dem unfreundlichen Vorgehen eines Zweiges der amerikanischen Justiz, des Attorney General von New York, zu ziehen und die Zollvergünstigungen aufzuheben, die man den Vereinigten Staaten in übertriebener Aengstlichkeit vor der Dekretierung eines Kaffeezollens oder noch mehr im Uebereifer, sich der mächtigen Schwesterrepublik gefällig zu erweisen, gewährt hat. Die Aufhebung wird von amerikanischen Geschäftsleuten selbst suggeriert, wie aus dem Briefe eines in New York domizilierenden Korrespondenten der „Brazilian Review“ hervorgeht, den das Blatt in seiner Nummer vom 25. Juni abdruckt. Der Korrespondent schreibt u. a. wie folgt:

„Das Vorgehen der Regierung der Vereinigten Staaten betreffs der proponierten Beschlagnahme des in New York lagernden Valorisationskaffees wird verschieden kommentiert, je nach den Interessen, welche die Kommentatoren vertreten. Die einen verurteilen es, andere zollen ihm Beifall. Die mit Brasilien in Verbindung stehende Geschäftswelt verurteilt es unbedingt. Der Chef einer bedeutenden amerikanischen Firma erklärte mir, daß über die Unfreundlichkeit nicht besser quittiert werden könne, als mit einer Aufhebung der den Vereinigten Staaten gewährten Zollvergünstigungen. „Das würde zwar,“ so führte der Geschäftsmann weiter aus, „meine eigenen Interessen schädigen, aber es scheint mir die richtige Antwort auf das Vorgehen unserer Regierung zu sein. Diese ist entschieden zu weit gegangen und hat ihren Schritt auch sicher schon bereut. Er liefert einen neuen Beweis für unseren internationalen Hochmut und illustriert den Kurs, der seit langem in der amerikanischen Politik verfolgt wird — Heads I win, tails you lose.“

Neue Gesellschaft. Wie wir schon berichtet haben, hat sich hier unter dem Namen „Companhia Internacional Cinematographica“ eine neue Gesellschaft gebildet. Es ist noch nachzuholen, daß das Gründungskapital dieser neuen Gesellschaft dreitausend Contos beträgt und daß sie ihre Geschäfte auch auf Rio de Janeiro ausdehnen wird. Auch in Santos hat sie bereits zwei Cinemas erworben und zwar „Polythema“ und Rio Branco“. Der leitende Direktor dieser Gesellschaft ist Herr Angelino Stamile, der bisher die „Empreza Stamile“ in Rio de Janeiro leitete und ein sehr tüchtiger Fachmann ist.

Kaffee. In der nächsten Woche wird der neue zwischen São Paulo und Minas Geraes geschlossene Vertrag betreffend den Kaffeezoll in Kraft treten. An dem Zustandekommen dieses Vertrages war besonders Minas interessiert.

Gesundheitsdienst. Es verlautet, daß der langjährige Direktor des öffentlichen Gesundheitsdienstes, Herr Dr. Emilio Ribas, seine Stelle niederlegen werde. Man würde Herrn Dr. Emilio Ribas nur ungern von der Leitung des Gesundheitsdienstes zurücktreten sehen, denn er hat in dieser Stellung Vorzügliches geleistet.

Die Singer Sewing Machine Company teilt durch Zirkular mit, daß sie Herrn Wm. G. Stevens als Generaladministrator für Brasilien ernannt hat, mit Bureau in der Rua da Quitanda Nr. 161, Rio de Janeiro (Caixa do Correio 1294). Außerdem hält die Firma noch Bureaus in São Paulo, Rua Florencio de Abreu 58 (Caixa do Correio 1134), und in Bahia, Largo da Palma 8 (Caixa do Correio 165). Als Generalsuperintendenten der Firma sind ernannt: Carlos Sruclj, Central de São Paulo; Arthur Nebelung, Rio de Janeiro, und Charles B. Mathews, Bahia, welche für die Firma zeichnen.

Wettbewerb. Eins der ältesten und angesehensten deutschen Organe für Kleintierzucht beabsichtigt eine Reihe von Sondernummern über die hervorragendsten Rassen von Hunden, Geflügel — besonders Tauben, Sing- und Ziervögel, Kaninchen, Ziegen, Bienen etc. — erscheinen zu lassen und veranstaltet einen Wettbewerb, welcher Tierzüchtern und Amateurphotographen Gelegenheit gibt, sich zu betätigen. Bilder und Artikel werden nach der Beurteilung durch eine Jury honoriert. Die Namen der Züchter und Photographen werden bei Veröffentlichung von Einsendungen genannt. Durch Vorprüfung nach Eingang wird Unbrauchbares vom Wettbewerb ausgeschlossen und ehestens zurückgesandt. Alle Einsendungen sind zu richten an C. M. Barndorf, Berlin SW, Möckernstraße 119.

Als Direktor des bakteriologischen Instituts wird der jetzt in Rio tätige Dr. Adolph Lutz wahrscheinlich durch den Berliner Universitätsprofessor Dr. Fieker ersetzt werden. Herr Fieker hat als Gelehrter einen bedeutenden Namen in Deutschland.

Die Zerstörung der Waldungen macht in unserem Staate befürchtungserregende Fortschritte. Teils um weitere Landstrecken dem Ackerbau zuzuführen, teils um billiges Brennmaterial zu gewinnen, wird schonungslos drauflosgeholt. Das hat aber seine sehr bösen Nachteile. Die Regierung ihrerseits hat sich große Mühe gegeben, die Grundbesitzer zu veranlassen, abgeholzte Waldflächen wieder mit jungen Pflanzen zu besetzen; sie hatte eine Reihe von Waldbaumschulen angelegt und die Abgabe solcher Setzlinge vermittelt. Aber es ist in der Richtung doch noch wenig erreicht worden. Beachtenswert ist die Baumschule, welche in Rio Claro die Companhia Paulista angelegt hat. Bei einem jüngsten offiziellen Besuche wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchten alle gleichartigen Gesellschaften solche Anlagen machen; damit würden sie sowohl ihren eigenen als auch den Gemeininteressen nützen.

Im Deutschen Männer-Gesang-Verein „Lyra“ wird jetzt eine sehr lobenswerte Initiative ergriffen. Man will nämlich eine Musikschule mit Orchesterklasse gründen und ladet zu diesem Zwecke Damen und Herren, die dem Verein angehören, auf Donnerstag, den 25. ds., ins Vereinslokal zu einer Versammlung ein. Die Leitung dieses Unternehmens wird Herr Aschermann übernehmen, dessen Leistungen auf musikalischem Gebiete unserer deutschen Kolonie bereits bestens bekannt sind und die die Garantie bieten, daß aus der Musikschule wirklich eine ernste Sache werden wird. Wir sind überzeugt, daß dieser Vorschlag allgemeinen Beifall findet und sich schon von Anfang an zahlreiche Mitglieder der „Lyra“ daran beteiligen. Wir haben in unserer deutschen Kolonie so manches tüchtige musikalische Talent, aber viele, die leider nur so im stillen blühen, da ihnen die Gelegenheit fehlt, mit anderen Kräften sich zu vereinigen und in diesem Zusammenschlusse sich weiter auszubilden. Aus der Musikschule und der Heranbildung von Orchesterkräften kann für das gesamte gesellige Leben unserer deutschen Kolonie großer Gewinn erzielt werden und die vorzügliche Initiative ist geeignet, auch dem Verein „Lyra“ neue brauchbare Kräfte zu gewinnen. Unsere musikbegeisterten Damen und Herren werden also den bezüglichen Aufruf des „Lyra“-Vorstandes nicht übersehen.

Die gestohlene Kasse der Filiale der Singer Company ist gefunden worden, aber selbstverständlich leer. Wie wir berichteten, wurde diese Kasse in der Nacht von Donnerstag auf Freitag der vor-

letzten Woche aus dem Bureau der genannten Company in der Rua dos Imigrantes gestohlen. Das Bureau war durch Nachschlüssel geöffnet worden und die Diebe hatten gar keine Spuren hinterlassen. Jetzt wurde die Kasse gefunden und zwar in dem Rio Tieté in der Nähe der Chacara Tatuapé. Es ist demnach anzunehmen, daß an dem Diebstahl mehrere Männer teilgenommen haben, denn zu dem Transport der eisernen Kasse gehörte eine große Kraft. Die Tür der Kasse war nicht aufgeschlossen, sondern mit Gewalt eingeschlagen, u. der Inhalt, der aus 1:700\$ in Geld u. aus einigen für die Singer Company wertvollen Dokumenten bestand, war verschwunden. Dieser Fund dürfte kaum dazu beitragen, die Polizei auf eine Spur zu leiten.

Von der Sorocabana hört man immer dieselbe Geschichte. Der Dienst dieser Gesellschaft ist in keiner Weise besser geworden und die Staatsregierung bekommt nach wie vor dieselben Reklamationen. Eine Kalkfabrik in der Zone der Sorocabana ist schon nahe daran, ihren Betrieb einzustellen, weil die Gesellschaft so unzuverlässig ist, daß man kaum noch einen Lieferungstermin vereinbaren kann. Wenn die Kalkfabrik auch wochenlang vorher der Eisenbahngesellschaft mitteilt, daß sie an dem Tage soundsoviele Waggons haben müsse, so muß sie doch gewärtig sein, daß die Wagen nicht eintreffen. Mit einem solchen Betrieb darf der Handel und die Industrie nicht rechnen. Eine andere Eisenbahn hat man aber nicht und so bleibt den Geschädigten nichts anderes übrig, als sich damit zu trösten, daß die Sorocabana schließlich nicht die einzige Eisenbahn ist, die den Verkehr mehr stört, als fördert. Dem Handel und der Industrie in der Zone der Zentralbahn geht es nicht besser.

„Idalina“. Das Gespenst der Idalina de Oliveira geht wieder herum. Nach den letzten großen Zusammenstößen zwischen Klerikalen und Antiklerikalen dachte man, daß der Fall definitiv erledigt und begraben sei, aber da taucht er wieder von neuem auf und mit seiner magischen Gewalt zieht er wieder das Interesse des Publikums an sich. Das verschwundene und so eifrig gesuchte Mädchen soll wieder gefunden worden sein und zwar in Portugal. Ein Paulistaner, der hier vor Jahren das kleine Waisenmädchen gekannt, soll sie dort getroffen und erkannt haben. Der Direktor des Waisenasyls „Christovam Colombo“, Pater Faustino Consoni, der bekanntlich beschuldigt wurde, Idalina ermordet zu haben, habe bereits eine Vertrauensperson nach Portugal geschickt, um die Identität der angeblichen Weise festzustellen. Mit dieser Feststellung wird aber niemanden gedient sein. Idalina de Oliveira soll nach São Paulo kommen, soll sich hier zeigen und hier von ihrem Bruder und Pflegevater bestätigen lassen, daß sie wirklich sie selbst ist — das vielgesuchte Waisenkind. Wenn das nicht möglich ist, dann soll man von diesem Falle lieber nicht sprechen, denn es ist besser, er bleibt in Vergessenheit. Bisher haben die Antiklerikalen vor den Gerichten ihre Sache gewonnen, und sie sind nur dann zu schlagen, wenn die von ihnen angeklagten Geistlichen das verschwundene Kind hier präsentieren.

Die São Paulo Tramway, Light and Power Co. hat sich in ihren Publikationen über die der Munizipalverwaltung gemachten Vorschläge als großmütiger Wohltäter der hauptstädtischen Bevölkerung aufgespielt und ihr besonders als Paradeferd die Bonifikation vorgeboten, die sie dem Munizip auf ihre Bruttoeinnahmen als Entgelt für die Verlängerung ihres Monopols gewähren will. In anderen Großstädten sind derartige Kompensationen ganz selbstverständlich und werden von vornherein

als conditio sine qua non bei Erteilung von Konzessionen angesehen. Uns liegt ein Auszug des von der Direktion der Deutschen Ueberseeischen Elektrizitätsgesellschaft den Aktionären erstatteten Geschäftsberichts über das verflossene Jahr vor, in welchem u. a. unter den Ausgabeposten 1.693.440 Mark für Steuern in Buenos Aires figurieren. Bekanntlich nimmt das deutsche Unternehmen in der La Plata-Metropole eine ähnliche Stellung ein, wie in São Paulo die Light and Power. Unseres Wissens zahlt letztere keinen Vintem Steuern. Man wird gut tun, sich das Beispiel von Buenos Aires zunutze zu machen und es bei den Verhandlungen mit der Light über ihre Präntensionen als Trumpf auszuspielen.

Dumont Coffee Company. Der hohe Kaffeepreis hat auch das Dumont-Unternehmen im verflossenen Jahre ungemein begünstigt. Es wurde bereits eine provisorische Dividende von 7,5 Prozent auf die gewöhnlichen Aktien gewährt und man erwartet, daß die Aktieninhaber nach dem definitiven Abschluß der Bilanz insgesamt 20 Prozent als Jahresertrag erhalten werden. Die Aktien im Nominalwerte von 10 Pfund Sterling waren infolge der Krise anfangs 1911 auf unter 2 Pfund Sterling gefallen, um dann bis auf 15,75 Pfund Sterling zu steigen. Lange Zeit wurde gar keine Dividende bezahlt und selbst die Vorzugsaktien wurden notleidend. Die Produktion der Plantagen von 1911 wurde auf 110.000 Zentner geschätzt. Die Pflanzungen sind in guter Verfassung und an Arbeitskräften ist kein Mangel.

Unsere Post ist ein interessantes Studienobjekt, denn an ihr kann man feststellen, welchen Einfluß die Politikasterei noch in unserem Lande ausübt. Seit der Abberufung des Herrn Cardoso haben die Reklamationen gegen die Post nicht mehr aufgehört und manchmal hat die ganze Stadt gesagt: jetzt geht es nicht mehr weiter, jetzt muß der Minister hier eingreifen und dem unhaltbaren Zustand ein Ende machen, aber es ist doch wieder nichts geschehen und der Wagen läuft in dem alten Geleise weiter. Als man voriges Jahr in dem Hofe eines unbewohnten Vorstadthauses das Paket weggeworfener Briefe fand, da sagte man, das war der letzte Streich: jetzt kommt das dicke Ende, aber es kam nicht, die Sache wurde wieder vergessen und die Post blieb, wie sie eben war. Nach den Anklagen, daß den niedrigeren Postbeamten nur deshalb ihr Gehalt so unpünktlich ausgezahlt werde, weil unter den höheren Beamten es manchen Wucherer gäbe, der die Not seiner Untergebenen dazu benütze, um ihnen gegen wirklich skandalöse Zinsen Geld borgen zu können, da hieß es wieder: aber jetzt geht es so nicht weiter — jetzt verlangt schon nicht mehr der Dienst allein, daß eine Untersuchung eingeleitet werde, sondern der Ruf des Landes und das Dekorum der Behörden. Man sprach und schrieb sehr viel, aber auch dieser Skandal geiet wieder in Vergessenheit und die Maschine der Post klappert ruhig weiter. Jetzt hämmert das größte Publikationsorgan unserer Stadt wieder auf der Post herum und hält ihr eine unendlich lange Sündenliste vor, aber nach allem, was wir mit diesem Musteramt erlebt haben, dürfen wir nicht erwarten, daß diese Kampagne Erfolg haben wird.

Die Anwendung des amerikanischen Antitrustgesetzes auf die Gesellschaften, welche an der nord-südamerikanischen Dampfschiffahrt beteiligt sind. Es ist in Brasilien wohl kaum bekannt geworden, daß gleich nach dem in den Vereinigten Staaten unternommenem Versuch, gegen die Kaffeewalorsation gerichtlich einzuschreiten, die Bundesjustiz gegen ein Abkommen vorgegangen ist,

welches die englische Prince-Line, die ebenfalls englische Lamport & Holt Line, die Hamburg-Amerika Linie und die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft getroffen haben, nach welchem die koalitierten Unternehmen sich gegenseitig verpflichten, die Frachtsätze für Kaffee gemeinsam auf dem höchstmöglichen Niveau zu halten und Aenderungen nur nach gegenseitiger Uebereinkunft eintreten zu lassen. Man hat in den Vereinigten Staaten im Vorgehen gegen die Frachtkombination eine Folgeerscheinung der mißglückten Kampagne gegen die Kaffeevalorisation erblickt, die New Yorker Staatsanwaltschaft hat aber erklärt, daß diese Annahme irrig sei, denn schon lange vor der Anhängigmachung des Prozesses gegen das Valorisationskomiteé habe man ein Vorgehen gegen die Frachtkombination beschlossen. An dieser ist, wie amtlich festgestellt wurde, der Brasilianische Lloyd nicht beteiligt. Man darf auf den Ausgang des Prozesses gespannt sein.

Kaffeausfuhr über den Hafen von Santos im Erntejahr 1911/12. Die Ausfuhr nach heimischen Häfen bezifferte sich auf 3379, die nach fremden Häfen auf 9 140 300 Sack, das gesamte Ausfuhrquantum belief sich somit auf 9 143 685 Sack. Wir führen in der Folge die fremden Häfen namentlich auf, nach welchen über 10 000 Sack verschifft wurden:

New York	2 478 815	Sack.
Hamburg	1 368 573	„
New Orleans	1 210 548	„
Rotterdam	812 855	„
Triest	734 541	„
Amsterdam	598 763	„
Havre	591 056	„
Antwerpen	263 548	„
London	155 983	„
Buenos Aires	150 581	„
Genua	126 967	„
Bremen	107 930	„
Marseille	104 012	„
Stockholm	71 198	„
Gothenburg	61 850	„
Southampton	41 491	„
S. Francisco	38 189	„
Barcelona	34 768	„
Fiune	20 000	„
Venedig	17 560	„
Alexandrien	14 750	„
Sevilla	14 476	„
Malaga	11 325	„

An der Spitze der Vershiffer standen folgende Firmen: Prado, Chaves & Co. (1 176 058 Sack), Theodor Wille & Co. (1 001 323), Naumann, Gepp & Co. (981 958), Companhia Exportadora de Café (867 973), Michaelsen, Wright & Co. (588 247), Société Franco-Brésilienne (407 588), Hard, Rand & Co. (361 026), Kriشة & Co. (333 541), Leon Israel & Bros. (321 933), C. F. de Lima & Co. (308 791), Edw. Johnston & Co. (306 784), Roxo & Co. (306 226) Companhia Prado Chaves (275 890), Arbuckle & Co. (253 829), Nossack & Co. (172 961), George Rosenhain (151 927), Companhia Comercio de Café (144 351), Barbosa & Co. (127 717), Holworthy, Ellis & Co. (109 126).

Ueber den Kaffeetransitverkehr von Minas Geraes durch den Staat São Paulo und über die Einziehung der betreffenden Steuern ist nun zwischen den beiden Staaten ein definitives Abkommen unterzeichnet. An Minas-Kaffee werden alljährlich über Santos 200.000 bis 470.000 Sack exportiert.

Bundeshauptstadt.

Lloyd Brasileiro. Es verlautet, daß Herr José Carlos Rodrigues die Direktor des Novo Lloyd Brasileiro niederlegen werde. Ueber die Ursachen dieses Entschlusses sind die verschiedensten Gerüchte im Umlauf, die vielleicht alle nicht stimmen.

Sonderbarer Vater ist ein gewisser Juan Barqueiro. Seine eigene Tochter, die im „Palae-Theater“ auftretende Mercedes Affonso, erstattete gegen ihn Anzeige, daß er ihr dreißig Brillanten gestohlen habe. Die Polizei leitete gegen den Mann Untersuchung ein und da erfuhr sie, daß Barqueiro seine Tochter im frühen Alter von fünfzehn Jahren der Prostitution zugeführt hatte und seitdem auf ihre Kosten lebte. Dieser sonderbare Vater wurde verhaftet und wird als Kasten aus Brasilien ausgewiesen werden.

Banditismus im Staate Rio. Aus Palma, Staat Rio de Janeiro, wird gemeldet, daß sich dort eine Bande von vierhundert Individuen gebildet hat, die die größten Schandtaten verübt und die ganze Bevölkerung in Schrecken versetzt. Die Banditen haben den Polizeidelegado, Coronel Firmo de Araujo, und seine zwei Söhne ermordet und haben sich dann nach Padua Salles gewandt, wo sie das Gefängnis zu stürmen und die Insassen zu befreien versuchten. Die Staatsregierung hat zur Verfolgung dieser Bande eine große Streitmacht ausgeschickt und die fluminenser Polizei hat an die Polizei von Minas Geraes telegraphiert mit der Bitte, zu verhindern, daß die Banditen die minenser Grenze überschreiten. Dieser Bitte wird jedenfalls entsprochen und die Bande an der Grenze der beiden Staaten bald gefangen werden.

Natürlich die Engländer! Der neue Royal-Mail-Dampfer „Arlanza“ legte vorgestern Vormittag am neuen Hafenkai gegenüber der Avenida Central an. Das giebt einem Nachmittagsblatte Veranlassung, die Vorteile zu schildern, die dem Verkehr erwachsen würden, wenn alle Ueberseedampfer den Kai benutzten. Es fordert die anderen Gesellschaften auf, dem Beispiel der Engländer zu folgen. Die verehrten Kollegen scheinen ein sehr kurzes Gedächtnis zu haben. Es war gestern noch keine Woche her, da lag an derselben Stelle ein großer deutscher Dampfer, der „König Wilhelm II.“ von der Hamburg-Amerika Linie. Er legte am Kai an, weil der neue argentinische Gesandte, General Roca, an Bord war und weil die Bundesregierung den Wunsch ausgesprochen hatte, den General am Kai selbst empfangen zu können. Aber zum mindesten die Deutschen haben keine Veranlassung, dem Beispiel der Engländer zu folgen, sondern die Sache liegt so, daß der große deutsche Dampfer früher anlegte als der große englische. Aber manche unserer verehrlichen lusobrasilianischen Mitbürger und Kollegen nehmen von guten Dingen nur Notiz, wenn sie von Engländern, Franzosen oder Nordamerikanern kommen. Deutsche, Oesterreicher, Italiener u. s. w. dürfen leisten, was sie wollen, sie werden einfach totgeschwiegen.

Eine Neuauflage von „Bello Horizonte“. Es geht das beunruhigende Gerücht, daß sich in Rio zwischen Militär und Polizei etwas ähnliches abspielen soll, wie vor einigen Wochen in Bello Horizonte. Am Freitag Abend gab die Polizei im Tagesbericht bekannt, daß der Sergeant Olympio de Castro vom 13. Bataillon in der Trunkenheit den Polizisten No. 208 angegriffen und nach seiner Verhaftung auf der Wache des 10. Bezirks großen Lärm vollführt habe. Eine Notiz, wie man sie leider fast täglich im Polizeibericht liest, denn unsere Soldateska zeichnet sich ja durch nichts weniger aus als durch Dis-

ziplin und gesittetes Betragen. In Wirklichkeit soll sich aber der Fall ganz anders zugetragen haben. Der im Park der Quinta da Boa Vista stationierte Polizist No. 208, Pedro Matthias de Souza, stieß den vorübergehenden Sergeanten an, ob absichtlich oder unabsichtlich, ließ sich bisher nicht aufklären. Darüber entspann sich eine Diskussion zwischen den beiden, die damit endete, daß der Sergeant erklärte, er werde zur Polizeiwache gehen und sich über den Polizisten beschweren. Das veranlaßte diesen, ebenfalls zur Wache zu gehen, und zwar neben dem Unteroffizier her. Der verbat sich die Begleitung, weil das so aussähe, als ob er verhaftet sei. Der Polizist aber erwiderte, daß er ihn trotzdem begleiten werde. Da der Sergeant nun nicht weiterging, so bat der Polizist einen Kollegen, nach der Wache zu gehen und Verstärkung zu holen. Unter Führung des Kommissars Synval erschien auch bald eine Anzahl Schutzleute, die den Unteroffizier, der sich weigerte, mitzugehen, verprügelte. Der Kommissar riß ihm die Arme ab und ließ ihn gewaltsam zur Wache schleppen. Dort wurde er einer Patrouille des 13. Bataillons übergeben. Die Polizei sandte dem Kommandanten die Mitteilung, daß der Sergeant betrunken sei. Daß das nicht stimmte, stellte der Wachoffizier alsbald fest. Der Kommandant des 13. Bataillons eröffnete eine Untersuchung, in der angeblich zahlreiche unverdächtige Zeugen, Beamte und Kaufleute zugunsten des Sergeanten aussagten, keiner aber zu gunsten des Polizisten. Die Soldaten vom 13. Bataillon sollen nun beschlossen haben, an den Polizisten, die im Park der Quinta da Boa Vista stationiert sind, Rache zu nehmen. Falls sie diesen Plan wirklich hegen, dann werden sie ihn auch ausführen, denn es gibt bekanntlich in Brasilien keine Macht, die Soldaten an der Ausführung dessen, was sie sich vorgenommen haben, hindern könnte.

Selbstmord. Am Dienstag morgen fand man in einem Zimmer des Hotel Avenida den 30jährigen Argentinier Heitor Soto, Sohn einer sehr reichen und hoch angesehenen Familie in Buenos Aires erschossen vor: er hatte durch einen Revolverschuß Selbstmord verübt. Heitor Soto kam aus Europa und war nur in Rio de Janeiro abgestiegen, um den zu Ehren des argentinischen Unabhängigkeitstages veranstalteten Festlichkeiten beizuwohnen. Mit dem nächsten Dampfer sollte er nach Buenos Aires weiter reisen. Er hat keine Aufzeichnungen hinterlassen und keiner von seinen Freunden weiß die Verzweiflungstat zu erklären.

General Julio Roca, der neue Gesandte Argentiniens in Brasilien, wurde am Dienstag nachmittag vom Bundespräsidenten unter besonderen Ehrungen in Sonderaudienz empfangen. General Roca überreichte seine Beglaubigungspapiere und tauschte mit dem Marschall die üblichen Höflichkeitsphrasen aus. Wir gönnen dem neuen Vertreter der benachbarten Republik den schönen Empfang, der ihm hierzulande von amtlicher und nichtamtlicher Seite in so reicher Weise zuteil wurde, und erhoffen aus all den Veranstaltungen, die hier wie dort zur Anbahnung eines besseren gegenseitigen Verständnisses getroffen wurden, ein Schwinden des auf beiden beteiligten Seiten bisher vorhandenen Misstrauens und damit eine Stärkung des südamerikanischen Solidaritätsgefühls, die beiden Nationen nur zum wirtschaftlichen Nutzen gereichen dürfte und geeignet erscheint, nordamerikanische Uebergriffsgelüsten, welcher Art sie auch gestaltet sein mögen, einen Riegel vorzuschieben. Es ist Zeit, daß Südamerika — man denke an Panama — beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen.

Der Lloyd Brasileiro, diese unglückliche brasilianische Küstenschiffahrtsgesellschaft — von

ihren mißglückten Versuchen, ein überseeisches Transportunternehmen zu werden, wollen wir hier nicht reden —, wird nun, neuesten Nachrichten, die aus sicherer Quelle zu stammen scheinen, zufolge — wohl definitiv auf die bisherige stets bereite Unterstützung seitens der Bundesregierung verzichten müssen. Entweder wird er mit ausländischem Kapital reorganisiert oder überhaupt verkauft werden. Da eine Verschlechterung seines Betriebes kaum auszuendenken ist, dürfte man der zukünftigen Entwicklung dieses Unternehmers, das auch der Herausgeber des „Jornal do Commercio“ in seiner Direktoren-Stellung nicht mehr zu retten vermochte, mit Gelassenheit entgegensehen, wenn nicht die Gefahr vorläge, daß seine Leitung in Hände gerät, die alles andere lieber tun würden, als den berechtigten deutschen Interessen gerecht zu werden. Man wird jedenfalls gut tun, dem neuzuschaffenden Unternehmen mit Vorsicht entgegenzutreten.

Zolleinnahmen. Nach dem „Jornal do Commercio“ dürften die Zolleinnahmen des vergangenen Monats Juni diejenigen des gleichen Monats des Vorjahres um rund 500 Contos übersteigen. Das wäre ja recht erfreulich, wenn auch der Steuerzahler etwas davon hätte. Aber das müssen wir solange bezweifeln, als wir bei Regierung und Volksvertretung den ernstesten Willen vermissen, ihren eigentlichen und vornehmsten Verpflichtungen nachzukommen.

Anleihe. Der Staat Bahia plant, wie hiesigen Blättern mitgeteilt wird, eine Anleihe von zehn Millionen Pfund Sterling. Die pekuniäre Lage des Staates dürfte eine solche Mehrbelastung nur schwer vertragen können. Die bahianische Schuld beläuft sich nämlich zurzeit auf 17.566:000\$000 und erfordert einen Aufwand an Zinsen von jährlich nur 878:300\$. Die Seabrasche Regierung wird sich mit einer solchen Finanzoperation auch im eigenen Lager nur geringer Sympathien erfreuen.

Die Geldkisten sind noch immer Gegenstand vieler Gespräche. Selbst die Ankunft Ruy Barbosas und der plötzliche Tod Quintino Bocayuvass haben das Interesse des Publikums von diesen zwei fatalen Kisten nicht abzulenken vermocht. Die polizeiliche Untersuchung liegt in den Händen des dritten Delegados Auxiliar, Herrn Dr. Eulalio Mor-teiro. Dieser Delegado ist derselbe, der vor kurzem eine große Kampagne gegen die professionellen Gauner mit ausgezeichnetem Erfolg zu Ende führte und die Bundeshauptstadt sowohl von dem zerlumpten wie von dem in Lackschuhen herumlaufenden Gesindel säuberte, so daß er wohl als die geeignetste Persönlichkeit angesehen werden darf, in diese mysteriöse Kistenangelegenheit Licht zu bringen. Was Dr. Eulalio schon festgestellt hat, das wissen auch die findigsten Reporter nicht, denn dieser Herr gehört nicht zu jenen, die ihre Amtsgeheimnisse in den Spalten der Zeitungen aufbewahren und die deshalb jede Frage, die ihnen von einem Reporter gestellt wird, mit der größten Bereitwilligkeit beantworten. Er handelt und schweigt — andere tun es umgekehrt —, aber soviel steht doch schon für das große Publikum fest, daß die Aufmerksamkeit der Polizei sich hauptsächlich nach dem Lloyd Brasileiro richtet. Zuerst dachte man, daß die Kisten echt wären und nur der Inhalt, der aus den Scheinen der Konversionskasse bestand, sich in alte Kissen, dito Zeitungen und muffigen Mais verwandelt hätte, diese Annahme ist aber falsch. Man hat nicht den Inhalt allein, sondern die Kisten samt Inhalt ausgewechselt. Die echten Geldkisten des Bundesschatzamt sind aus europäischem Tannenholz; die Kisten aber, die nun der Polizei vorliegen, sind aus brasilianischer Pinie. Die

echten haben Eisenbeschlag, die anderen haben diesen Beschlag nicht, und so untersteht es keinem Zweifel mehr, daß mit den Kisten eine Auswechslung vorgenommen worden ist. Wer hat nun diese Auswechslung durchgeführt? Die Beamten des Bundeschatzamt behaupten steif und fest, daß sie die richtigen Kisten nach dem Bureau des Lloyd Brasileiro geschickt haben und mit dieser Aussage stimmen auch die Äußerungen einiger Polizeioffiziere überein, die die Kisten auf dem Wege vom Schatzamt nach dem Lloyd gesehen haben, während andere Zeugen wieder erklären, daß dem Kapitän des „Saturno“ gerade diejenigen Kisten ausgeliefert wurden, die jetzt auf dem Bureau des Herrn Dr. Eulalio liegen. Die Verwandlung der Kisten muß also auf der Zwischenstation vor sich gegangen sein und diese Station war das Bureau des Lloyd, wo die Kisten, wie man jetzt zum größten Erstaunen erfährt, volle drei Tage gelegen haben. Aus welchem Grunde die Kisten, die zusammen die ungeheure Summe von 1400 Contos enthielten, drei Tage vor der Abfahrt des Dampfers nach dem Bureau des Lloyd geschickt wurden, ist allen ein Rätsel, aber ein Rätsel ist ja auch die ganze Angelegenheit und nicht nur sie allein. — Jetzt werden dem Finanzministerium von den verschiedensten Seiten Vorschläge unterbreitet, was es zu tun habe, um eine Wiederholung der 1400 Contos-Affäre zu verhindern. Der Vertreter einer englischen Kassenfabrik hat sich beeilt, den Minister darauf aufmerksam zu machen, daß sein Haus leichte, aber trotzdem sehr sichere Kassen herstelle und ihm dabei natürlich auch eine Preisliste vorgelegt. Darauf habe Herr Francisco Salles nur die Antwort gehabt: „Wozu sind denn die Dietriche erfunden“, und recht hat der Herr. Wenn eine Millionensendung drei Tage lang auf einem fremden Bureau liegen bleiben kann, dann bietet auch eine eiserne Kasse keine Garantie dafür, daß die Geldscheine nicht in Lappen verwandelt werden. Das Finanzministerium muß etwas anderes tun — dasselbe, was bei der Post schon seit undenklichen Jahrzehnten im Brauche ist. Der Post werden nicht verschlossene Kouverts übergeben, auf welchen der Wert einer Geldsendung verzeichnet ist, sondern ein offener Brief, sodaß sie, bevor sie über den Empfang quittiert, sich überzeugen kann, ob der Umschlag tatsächlich den bezeichneten Betrag enthält. So sollte es auch auf dem Schatzamt gehalten werden. Anstatt dem Lloyd eine verschlossene Kiste zu übergeben, sollte man sie erst vor den Augen des sie übernehmenden Kapitäns schließen und zwar erst auf dem Dampfer, damit jede Ausrede, daß die Kiste ausgewechselt worden sei, unmöglich gemacht wird. Wird dann die Kiste auf einen anderen Dampfer umgeladen, dann muß sie wieder geöffnet werden, damit der neue Kapitän sich davon überzeugen kann, was er in Empfang nimmt. Geldscheine oder wurmstichigen Mais. Das wäre alles sehr einfach und auch zuverlässig, aber es widerspricht einer alten bürokratischen Praxis und deshalb ist wenig Aussicht vorhanden, daß eine solche Methode eingeführt wird.

Die Produktion des Staates Minas. Von den Staaten Mittelbrasilien ist Minas Geraes hinsichtlich der Produktion am vielseitigsten. Es wird dort schon seit langem Polykultur getrieben, was bewirkte, daß man weit weniger unter der Kaffeekrise zu leiden hatte als in S. Paulo, obwohl der Kaffee dem Werte nach in Minas alle anderen Produkte bedeutend überragt. Der kürzlich bei der Eröffnung des Kongresses verlesenen Botschaft des Staatspräsidenten entnehmen wir folgende Daten: Gesamtwert der Ausfuhr 197.096:687\$, was dem Ausfuhr-

werte des Vorjahres gegenüber ein Plus von 41.847:874\$ ergibt. An der Ausfuhrziffer partizipierten Erzeugnisse der Landwirtschaft mit 97.942:425\$, Erzeugnisse der Viehwirtschaft mit 71.533:302\$, Produkte mit 10.902:525\$.

Die Ausfuhr der Hauptartikel weist gegen 7. Vorjahr folgende Gewichtszunahme auf:

Baumwolle	64.161	kg.
Gerberrinde	1.864.089	„
Tabak	67.168	„
Holz	1.898.252	„
Reis	2.223.597	„
Bohnen	20.119.407	„
Mais	7.905.922	„
Kartoffeln	1.778.342	„
Schnaps	52.378	„
Zucker	1.082.362	„
Mandioeamehl	207.241	„
Webstoffe	30.173	„
Vieh	53.532	Stück
Geflügel	559.849	kg.
Fleisch	157.207	„
Milch	3.128.831	„
Butter	501.997	„
Käse	662.764	„
Sohlleder	105.641	„
Schmalz	136.813	„
Speck	157.724	„
Aguas marinhas	29.558	Gramm
Gold	426.316	„
Formsand	121.000	kg.
Stahl	137.233	„
Kalk	8.992.826	„
Bergkristall	7.574	„
Eisen	57.457	„
Kaolin	531.124	„
Glimmer	13.681	„
Silber	593.937	„
Erdfarben	213.814	„

Die Ausfuhr von Mangan ging um 55.536 Tonnen zurück. Der Ausfall ist in Transporteschwierigkeiten begründet, mit anderen Worten: Die Zentralbahn, mit welcher das Mangan ausschließlich transportiert wird, hatte nicht genug rollendes Material, um den Ansprüchen der Manganverläder gerecht zu werden. Dieses Beispiel von vielen beweist wieder einmal schlagend, daß unsere vornehmste Verkehrsanstalt den wirtschaftlichen Fortschritt mehr hindert als fördert.

Die Geschützverschlüsse. Als während der Diskussion des „Monstrums“ in der Kammer ein Oppositionsdeputierter behauptete, der Bundespräsident habe kein Vertrauen zur Marine, fühlte sich ein Mitglied der Mehrheit, Herr Souza e Silva, der „im Nebenberuf“ auch noch Marineoffizier ist, zu der Feststellung veranlaßt, daß der Marschall Hermes alles Denkbare für die Marine tue und unbedingtes Vertrauen zu ihr habe. Das gibt der „Noticia“ Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Wenn man diese Versicherungen hört, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß der Marschall eine Umwälzung in der Kriegskunst hervorruft. Unsere Schlachtschiffe wurden vor nicht allzu langer Zeit gebaut. Auf ihnen sowie auf allen anderen Kriegsschiffen hielt man die Geschützverschlüsse für unbedingt erforderlich für die Gebrauchsfähigkeit der Geschütze. Da der Marschall diese Geschützteile überall entfernen ließ, so glaubte man allgemein, er tue das aus Fureht, weil ihm die Marine kein Vertrauen einflöße. Das war eine ganz logische Vermutung. Kriegsschiffe zu entwaffnen, sie für ihre Aufgabe völlig unbrauchbar zu machen, ist etwas, was niemand versteht. Wer zu einer solchen Maßregel greift, der zeigt, daß er kein Vertrauen hat.“



Die Versicherung des Herrn Souza e Silva muß daher überraschen. Daß die Marine tut, als ob sie das Mißtrauen der Regierung nicht bemerke, ist eine Haltung, die in einer Periode verständlich ist, in der alle Bevölkerungsschichten unter der ausgesprochensten Diktatur stehen. Aber daß ein Marineoffizier in seiner Eigenschaft als Bundesdeputierter versichert, daß die Marine für diese sonderbaren Gunstbezeugungen des Marschalls dankbar sei, das hat sich kein Mensch träumen lassen. Niemand weiß auch nur von einer einzigen Handlung des Marschalls, die geeignet gewesen wäre, das Ansehen unserer Marine zu erhöhen. Es ist ja möglich, daß der Diktator gut von ihr spricht, aber von Worten zu Taten ist ein weiter Weg. Auf die Behauptung des Herrn Souza e Silva gab es nur eine Gegenfrage, nämlich: „Und die Geschützverschlüsse?“ Um den in dieser Gegenfrage enthaltenen Einwurf zu entkräften, hätte der Deputierte in der Lage sein müssen, zu erwidern, daß die Verschlüsse sich an den Kanonen befinden. Es sei denn, daß der Marschall ein Mittel entdeckt hat, um die Geschütze ohne Verschlüsse funktionieren zu lassen. Aber wenn das der Fall wäre, so hätte Herr Souza e Silva die Gelegenheit benützen müssen, um dem Lande diese Erfindung des Marschalls zu verkünden, die geeignet wäre, eine völlige Umwälzung in der Kriegskunst hervorzurufen. Zu behaupten, daß der Marschall ein begeisterter Freund der Marine sei, daß er den Offizieren blind vertraue, und sich gleichzeitig infolge des Fehlens der Geschützverschlüsse in die Unmöglichkeit versetzt zu sehen, das Land gegen unerwartete Angriffe zu verteidigen, das ist wahrhaftig ein schlechter Scherz. Die „Noticia“ scheint nach diesen Ausführungen überzeugt zu sein, daß die Geschützverschlüsse noch immer nicht zurückgegeben wurden. Neulich hieß es, daß der Marineminister ihre Auslieferung endlich durchgesetzt habe und daß die Schiffe zu Schießübungen in See gingen. Tatsächlich sind die Schiffe nach langem Hin und Her auch ausgelaufen. Sie sind ein paar Tage bei der Ilha Grande geblieben. Ob sie aber wirklich geschossen haben, das muß man angesichts der Ausführungen der „Noticia“ bezweifeln.

Aus den Bundesstaaten.

Amazonas. Das 47. Infanteriebataillon ist von Manaus nach Belem abgereist, weil man in ersterer Stadt weder Geld noch Kredit hat, um den Soldaten den seit zwei Monaten schuldigen Sold zu bezahlen.

Minas Geraes. In Bello Horizonte weigern sich die Chauffeure nach dem neuen von der Stadtbehörde aufgestellten Tarif zu arbeiten.

— Im Jahresbericht des Munizipalpräsidenten von Uberaba wurde erwähnt, welche große Fortschritte dort die Reiskultur gemacht hat. Vor 1900 war diese Kultur noch gering, so daß sie nicht einmal für den eigenen Konsum ausreichte. In 1910 aber figurierte dieses Produkt im Export mit 650 Contos und wird im laufenden Jahre fast 700 Contos erreichen.

Pernambuco. Das „Diario do Pernambuco“ ist samt Grundstück um den Preis von 300 Contos von Oberst Carlos Lyra, der in Pernambuco und Alagoas großen Grundbesitz und Industrieetablissements besitzt, angekauft. Der Nationalabgeordnete Dr. Pereira da Lyra wird die Leitung des mit neuesten Maschinen versehenen Blattes übernehmen, das vorderhand eine unabhängige Stellung einnehmen will.

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Auflösung der Schach-Aufgabe:

1. D h 1 — h 2, D f 4 X h 2,
2. L a 5 — b 4 matt.
- A. 1. , K c 5 — d 6,
2. L a 5 — b 4 matt.
- B. 1. , K c 5 — c 4,
2. D h 2 — c 2 matt.
- C. 1. , D h 2 X g 4,
2. D h 2 — c 7 matt.
- D. 1. , beliebig anders,
2. L oder D setzt matt.

Auflösung des Silbenrätsels:

d	elmenhors	t
e	schweile	r
r	osari	o
w	illemsdor	p
a	lgecira	s
n	euenah	r
d	unde	e

Der Wandersport.

Auflösung der Rechenaufgabe:

485/970.

Auflösung des Rätsels:

Der Mai mit Weinmördern und Maitrank.

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Der Zank zerfrißt Ehe und Liebe, wie der Rost das blanke Metall.

Scherz-Rätsel.

1. Nenne den Altar mir jetzt,
Der mit Kanonen dicht besetzt.
2. Welche Unken nimmt beim Arm
Und sperrt sie ein der Herr Gendarm?
3. Und dann, sag' an, in welchen Landen
Ist weder Mensch noch Tier vorhanden?

Buchstaben-Rätsel.

Zwei Buchstaben nur,
Die suche mein Freund,
Sie nennen dir,
Hast du sie vereint,
Einen Mann, der lacht;
Und der auch weint.

Bruchstück-Rätsel.

erber	—	Männlicher Personennamen.
ambu	—	Versfuß.
eis	—	Vogel.
uf	—	Wärmende Handbekleidung.
lia	—	Männlicher Personennamen
ega	—	Vermächtnis.
liede	—	Zierstrauch.
uric	—	Stadt in Ostfriesland.

Aus den 8 Bruchstücken sind durch Anfügung von Kopf und Fuß die angedeuteten Worte zu bilden. Es ergeben dann, zusammengereicht, die Köpfe und Füße der Worte, erstere von oben nach unten gelesen, letztere von unten nach oben, ein christliches Fest.

Bilder-Rätsel.



Scherz-Rätsel.

(Fortsetzung.)

29—30.

Was war Kolumbus' niedres Fach?
Was machten andre ihm bloß nach?

Kolumbus war Althändler nur:
Man weiß, daß der nach „Westen“ fuhr.
Setzeier macht 'er auch — als Koch;
Von ihm erst lernten's andre noch.

31—32.

Wer ist der klügste Handwerksmann?
Sagt, wer sich wo erkälten kann!

Der Seiler gibt ja immer nach,
Drum er der klügste heißen mag.
Der Wanderer zwischen Schwyz und Zug
Erkältet sich dort leicht genug.

33—34.

Wo ist es weder kalt noch heiß?
Ob wer den kleinsten Wald wohl weiß?

Die Lausitz tut dir keinen Harm:
Ist nicht zu kühl und nicht zu warm.
Den kleinsten Wald erkennt man bald:
Es steht ein Baum im Odenwald.

35—36.

Wer ist Europas reichster Fürst?
Wie du Geschütz wohl machen wirst?

Britanniens Fürst ist schön heraus,
Hat Oberhaus und Unterhaus.
Ein Loch nehmt, ringsum Messing gießt!
So baut Geschütz, woraus man schießt.

(Fortsetzung folgt.)

Wort-Rätsel.

Drei Vokal, ein Konsonant
Fahren eilends durch das Land,
Ohne Dampfkraft, ohne Pferd.
Das ist wohl des Ratens wert.

Vexier-Bild.



Wo ist der Kolonist?

Briefkasten.

I. w. B. Ihre Rätsel-Auflösung war richtig, wie Sie aus der neuen Nummer erschen. Der eine kann's, der andere nicht, viele lernen's nie.

Niagara-Fall. Leider ist es wahr. Es waren zweihundert Personen, die in die Strömung gerissen wurden. Absichtlich? Nein, das Unglück geschah so. Auf einer Pier oberhalb der Fälle warteten etwa tausend Personen auf die Ueberfahrt. Die Pier gab nach, und die Masse fiel in den Strom. Jene, die zu weit draußen standen, gerieten in den Strudel, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. *Lasciate ogni speranza.*

Wißbegierig. Unter Zwielight versteht man nur jene Beleuchtung, welche von zwei Lichtquellen gleichzeitig ausgeht. Wenn bei Sonnenuntergang z. B. die Lampe angezündet wird, so nennt man diesen gemeinsamen Lichteffect Zwielight. Es ist falsch, wenn man die Dämmerung mit Zwielight bezeichnet.

Naturwissenschaftler. Der Unterschied im Klima hängt nicht von der geographischen Länge ab, also davon, ob ein Ort mehr oder weniger westlich oder östlich von einem andern liegt, sondern nur von der geographischen Breite, das heißt davon, ob ein Ort näher dem Aequator oder den Polen liegt. Es läßt sich also für Amerika speziell für Südamerika, das sich von Norden nach Süden in so ungeheurer Länge erstreckt, kein Durchschnittsklima bestimmen.

Blitzersehnung. Die Entfernung der Stelle, wo eine Blitzbildung stattfand, bis zu dem Orte, wo er wahrgenommen wird, kann aus der Zeitdifferenz zwischen der Wahrnehmung der Blitzersehnung und dem Hören des Donners berechnet werden. Die Geschwindigkeit des Schalles ist rund 340 m, jene des Lichtes 305.000 Meter in der Sekunde. Man kann also annehmen, daß man den Blitz sofort bei seiner Bildung wahrnimmt. Wenn z. B. der Donner 20 Sekunden nach Wahrnehmung des Blitzes gehört wird, so wurde der Blitz gebildet in einer Entfernung von 340 mal 20 Sekunden gleich 6800 Meter.

Schmetterlingsfänger. Die Jagd auf die herrlichen Gebilde der brasilianischen Natur ist wirklich lohnend. Es ist aber nicht klug, wie Sie angeben, die Schmetterlinge oder Libellen etc. mit Alkohol oder Schwefelkohlenstoff zu töten, denn Farbe und Zeichnung leiden darunter. Benützen Sie zu diesem Zwecke Zyankalium. In die Kästen, in denen Sie die Tiere aufbewahren wollen, geben Sie Naphtalin oder Kampher hinein, um die Schmarotzer fernzuhalten, welche Ihnen in kurzer Zeit die ganze Sammlung zerstören würden.

Spielkarten. Wir reinigen dieselben stets auf folgende Weise: Die Karten werden auf ein reines Tuch gelegt, mit einem nassen Schwamme gut abgewaschen (der Schwamm muß natürlich oft ausgepreßt werden, damit er immer rein ist,) dann mit Talkum eingefettet. Die Karten werden dann zusammengelegt und gepreßt. Nachdem dieselben vollkommen trocken geworden sind, staubt man den Talkum ab und hat wieder neue schöne Karten, die nicht kleben.

Humoristisches.

Manchmal. In der Religionsstunde wird gefragt: „Was ist das Sakrament der Ehe?“ — „Das Sakrament der Ehe ist der Ort, wo die Verdammten ewig gepeinigt werden.“

Auch richtig. Ist das Sakrament der Ehe zur Seligkeit nötig? Es ist zur Erlangung der ewigen Seligkeit nicht nötig, doch ist es gut und heilsam, es auf dem Sterbebette zu empfangen.

Feuilleton

Die Streiche der schlimmen Paulette.

Roman von Karl Hans Strobl.

Erstes Kapitel.

Die Brigg „Santa Lucia“ aus Livorno ging mit schöngewölbten Segeln leicht und sicher vor einem guten Ostwind nach Porto Ferrajo.

Auf dem Himmel und auf der See flossen Blau und Silber ineinander. Thomas von Kiennast saß im Glanz der Oktobersonne auf einer Rolle Tauwerk und ließ einen Arm über die Reeling hängen. Er schaute nach Westen aus, wo nun bald die Insel Elba aus dem Silberstreifen tauchen sollte, der dort zwischen zwei großen blauen Feldern zitterte.

Es war ihm, als gleite er selbst dahin, als sei das Schiff nur ein Bestandteil seiner selbst, die Verwirklichung seiner Wünsche, ein Ding gewordener Gedanke.

Er hatte vergessen, daß die Gräfin Rohan auf einem Feldsessel vor ihm saß und zu ihm sprach.

„Sie träumen“ sagte die Gräfin, „ich glaube Sie hören mir gar nicht zu. Mein Gott, es ist wirklich wahr, daß die Deutschen nicht unterlassen können, zu träumen.“

Thomas von Kiennast wandte sich mit einiger Anstrengung zu ihr um. Ihre fünfundvierzig Jahre waren heute im Sonnenlicht deutlicher sichtbar als gestern an der Gasthottafel in Livorno. Man sah die Krähenfüße und Falten trotz der Massage, der über Nacht aufgelegten Gesichtsmaske aus Brei und der Morgenbehandlung mit Creme unter der Puderschicht. Die Augen der Gräfin funkelten dem jungen Mann ihr Atropinfeuer entgegen.

„Sie vergessen, Frau Gräfin,“ sagte Thomas, „daß ich nur zur Hälfte Deutscher bin. Meine Mutter entstammt einer alten Emigrantenfamilie. Meinem inneren Wesen nach bin ich jedoch zur Gänze Franzose. Ich bin mit der Lektüre Voltaires erzogen worden und habe an Rousseau lesen gelernt.“

„Nun, dann hat sich der väterliche Einfluß in Ihr Gefühl gerettet. Ich erzähle Ihnen von meinen Wünschen und Hoffnungen und Sie sind ungalant genug, auf das Meer hinauszustarren.“

Thomas von Kiennast geriet in eine leichte Verlegenheit. Es war ihm peinlich, den Vorwurf zu hören, er habe sich ungeschickt benommen. „Verzeihen Sie,“ sagte er, während sich sein Kindergesicht mit einer Röte überzog, „ich kann es nicht erwarten, die Insel zu sehen. Seit ich denken kann, sind meine Augen dorthin gerichtet, wo der Kaiser sich befindet.“

Ein stattlicher Offizier in englischer Uniform kam an den beiden vorüber. Ueber die linke Hälfte seines Gesichtes zog sich eine blutrote Narbe herab, ohne indessen den starren und gleichmütigen Ausdruck dieser erzenen Mienen irgendwie zu verändern.

„Sehen Sie, da haben Sie seinen Kerkermeister,“ sagte die Gräfin. Thomas von Kienast sah dem Engländer nach. Er ballte die Fäuste.

„Es ist Sir Neil Campbell, den die Mächte beauftragt haben, den Kaiser zu bewachen. Man hat ihn mir gestern in Livorno gezeigt. Er hat dort eine Geliebte und kommt öfters von Elba herüber. Es ist die einzige Unterbrechung, die er sich in seinem Dienst gestattet.“

„Schändlich!“

Es beliebte der Gräfin, mißzuverstehen: „Mein Gott, was wollen Sie, er ist doch auch nur ein Mann.“ Das Atropinfeuerwerk ihrer Augen züngelte um den jungen Mann mit dem Kindergesicht.

Büchner Pianos

q se daestdeutsche Fabrikat

Alleinirtergte Veer für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucchesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

Sir Neil Campbell war bis zum Bug gelangt, wo eine Gruppe von Offizieren beisammensaß. Sie hatten ein kleines Sonnensegel über und ein Rollrädchen mit einer Flasche Wein zwischen sich. Der Engländer kam daher wie ein Ereignis auf zwei Beinen. Seine großen roten Fäuste, an deren rechter zwei Finger verkrüppelt waren, lagen auf dem Rücken.

Die Offiziere standen zu militärischem Gruß auf. Es war eine rasselnde Liebenswürdigkeit.

„Guten Morgen, meine Herren,“ sagte Campbell, „ich sehe mit Vergnügen, daß es Ihnen gut geht.“

„Darf ich Ihnen ein Glas anbieten?“ fragte Pergrusse.

„Ich danke Ihnen sehr, meine Herren. Es ist jetzt die Zeit meiner Morgenpromenade.“

Coronel seufzte: „Ja, was bleibt uns auf Elba zu tun übrig, als die Zeit in Stücke zu schneiden, damit sie besser vergeht. Ich kann das leider nicht so gut, wie Sie, ich sollte zu Ihnen in die Schule gehen, Sir.“

Schultz ließ seinen schwarzen Schnurrbart betrübt in ein Weinglas hängen: „Verlaß Dich drauf, sie wird schon mit Dir fertig werden, die Zeit, wie mit allem. Das ist für viele ein Schrecken und für manchen — eine Hoffnung.“

„Er ist von Geburt ein Deutscher“, sagte Coronel, „und also ein Philosoph. Man darf auf ihn nicht hinhören. Er weiß nicht, was es heißt, sein Herz in Paris zu haben und inzwischen den Elbanern Straßen bauen.“

Campbell lächelte ein wenig. Hinter diesem Lächeln blitzten Hunderttausende von Bajonetten und drohten die Batterien von vier verbündeten Reichen: „Sie werden zugeben, meine Herren, daß Elba nicht das schlimmste ist, was einem zugemutet werden kann. Man dürfte sogar von manchem ganz angenehm überrascht sein. Es ist sozusagen noch immer ein Stück Europa.“

Ein kleines Schweigen entstand, in dem geistige Mächte gegeneinander prallten. Jenes Zusammentreffen dieses Mannes mit den Offizieren des Kaisers war ein solcher Ringkampf feindlicher Gewalten. Campbell stand allein gegen eine ganze Insel. Er reckte sich ein wenig und fragte mit eingekühlter Höflichkeit: „Seine Majestät befindet sich wohl?“

Hureau, der den Engländer die ganze Zeit unter dem Spott seiner klugen Augen gehalten hatte, nahm das Wort: „Seine Majestät ist bei bester Gesundheit und sehr zufrieden. Er hat die Lektüre Ossians wieder aufgenommen. Sie werden sich darüber freuen, Sir Campbell, da Sie ja Schotte sind, wenn Ihrem Landsmann eine solche Ehre widerfährt.“

Campbell nickte: „Ossians Gesänge sind groß und gewaltig. Sie atmen einen starken, kriegerischen Geist, sie sind die richtige Lektüre für einen Kriegshelden, wie Ihren Kaiser.“

„Seine Majestät betreibt daneben auch die Land-

wirtschaft“, sagte Hureau mit stacheliger Harmlosigkeit.

Das Meer trug die kleine zankende Welt auf seinem ruhig atmenden Rücken. Es war Thomas von Kiennast noch nie so groß und erhaben erschienen, wie in der Nähe der Insel, die seines Helden letztes Eigentum war. Hier war der Anhauch der Unendlichkeit, der weltgeschichtlichen Größe mit der Unermeßlichkeit der Schöpfung vereinigt. Das war die Erfüllung, der sein ganzes Leben entgegengereift war. Er dachte an die engen Winkelgassen Prags und sah sich dann wiederum, wie zersprengt, wie auseinandergedrängt von der Fülle, die sich plötzlich in ihn ergoß. Seine vierundzwanzig Jahre standen allesamt um ihn, ganz festlich herausgeputzt, und beglückwünschten ihn dazu, daß er nun hier war und zwischen Blau und Silber dem Kaiser seines Herzens entgegenfuhr. Er brachte ihm etwas mit: seine Jugend, seine Kraft, seine Begeisterung.

Corunel kam auf das Achterdeck. Er hatte eine Dame entdeckt, der sein Instinkt den Zauber von Paris zusprach. Er merkte über die ganze Länge des Schiffes herüber eine Wolke von Parfüm, von Seide und Spitzen und hundert Niedlichkeiten, jene besondere und unübertreffliche Weiblichkeit, die nirgends daheim sein konnte, als in Paris. Das war eben etwas Unsagbares! Eine Wendung, ein Blick, ein Rauschen der Röcke, das einer Elbanerin niemals gelingen würde, und wenn sie ihr ganzes Leben daran setzte, es zu erlernen.

Die besondere Weiblichkeit lächelte ihm dankbar entgegen, als er sie und ihren Begleiter im Namen seiner Kameraden zu einem kleinen Frühstück in der Kajüte des Kapitäns einlud. „Wir können nicht viele Umstände machen“, sagte er, „wir sind noch immer sozusagen im Kriege, wenn wir auch nicht mehr mit den Waffen kämpfen dürfen.“ Dann nannte er seinen Namen. Die Gräfin Rohan und Thomas von Kiennast freuten sich sehr, den Hauptmann der Artillerie Erneste Corunel kennen zu lernen.

Thomas von Kiennast bedauerte, sich nicht in zwei Teile zerlegen zu können. Den einen hätte er dann hier oben sitzen lassen, um nach Westen auszuschaun, mit dem anderen wäre er dem Kapitän Corunel unter Deck gefolgt, wo er zum erstenmal mit Offizieren des Kaisers zusammensitzen sollte. Die Gräfin Rohan unterlag keiner Zwiespaltigkeit ihres Gefühles; sie nahm den Arm des Kapitäns und legte vor Thomas her.

Man hatte in dem engen Raum einen kleinen Tisch zu sieben Gedecken aufgestellt. Sir Campbell mußte eingeladen werden und er hatte nicht umhin können, die Einladung anzunehmen. Das gab im Anfang eine etwas steife Haltung. Nur Corunel merkte nichts davon. Er war glücklich, mit der Gräfin Rohan von Paris sprechen zu können. Die Namen von Pariser Straßen und Plätzen, der Schauspielerinnen und der Helden der neuesten Affären tauchten in einer Verklärung empor.

Bei den runden Lucken glitzerte das blaue Meer herein.

Thomas von Kiennast saß neben dem schweigsamen Kapitän Schoultz von den polnischen Lanziers, dem der schwarze Schnurrbart über die Mundwinkel hing. Dieser Schnurrbart war ein Zugeständnis an seine Truppe, denn eigentlich stammte Schoultz aus Bamberg und hatte nicht einen Tropfen polnischen Blutes in sich.

Thomas' Nachbar zur anderen Seite war der vortreffliche Sicur de la Pegrusse, ein Gaskogner, der mit rosigem Leichtsinne durchs Leben schiffte, ob-

zwar er eigentlich als kaiserlicher Schatzmeister zu dunkleren Farben verpflichtet gewesen wäre.

„Wir waren in Pisa“, sagte er zu Campbell, „Seine Majestät hat uns hingeschickt, um Möbel einzukaufen. Die Stühle zu fünf Franken und das übrige im Verhältnis zu den Stühlen. Es ist nicht sehr prunkvoll, was wir für diesen Preis bekommen haben, aber wenn wir etwas Teueres gebracht hätten, so hätte es ein schönes Donnerwetter gegeben. Fünf Franken . . . Denken Sie, Colonel, was für Stühle können das sein.“

Hureau ärgerte sich über Pegrusses Offenheit: „Es ist ja gerade kein Auftrag für Offiziere. Aber wenn man sonst kaltgestellt ist, so muß man auch mit einem Anschein von Tätigkeit zufrieden sein.“

„Die Insel hat einen Aufschwung genommen“, setzte Campbell sein harmloseres Thema fort, „es ist erstaunlich, wie es von Tag zu Tag mit ihr besser wird. Es scheint, daß Seine Majestät beabsichtigt, Europa das Muster einer guten Verwaltung vor Augen zu stellen.“

Der Kaiser fühlt sich vollkommen wohl“, sagte Hureau mit Nachdruck, „ich habe vor ein paar Tagen aus seinem eigenen Mund gehört, er habe sich nie so gut befunden, als jetzt, wo er ganz unabhängig sei und nichts anderes zu tun habe, als sich um seine Straßen, seine Statuen und Vasen, die er aus Italien kommen läßt und um seine Pflanzungen von Orangenbäumen zu kümmern.“

„Denken Sie“, setzte Pegrusse hinzu, „er diktiert seine Geschäftsbriefe wegen des Ankaufs von Hühnern Enten und Fleisch selbst; und mit derselben Wichtigkeit, mit der er früher seine Staatsgeschäfte behandelt und seine Bulletins ausgegeben hat. In diesem Manne ist eine Welt der verschiedensten Dinge inbegriffen.“

Sir Campbell zog sich vor allen Vertraulichkeiten zurück. Man sollte nicht meinen, daß er die Gesprächigkeit einer Frühstücksstimmung dazu benutzte, um Einzelheiten aus Napoleons Lebensführung zu erfahren.

„Es heißt, daß die Fürstin Borghese nach Elba kommen wird, um bei ihrem Bruder dauernden Aufenthalt zu nehmen.“

„Es ist richtig“, rief Corunel aus seinem Gespräch mit der Gräfin Rohan heraus, „die Frau Gräfin hat die Fürstin vor einigen Tagen in Mailand getroffen. Man war eben mit den Reisevorbereitungen beschäftigt. Es ist höchste Zeit, daß einige Damen nach Elba kommen, die den einheimischen Frauen zeigen, daß es nicht genügt, sich Toiletten aus Paris kommen zu lassen, sondern, daß man es auch verstehen muß, sie zu tragen.“

Pegrusse hob sein Glas mit einer Verbeugung gegen die Gräfin: „Corunel hat recht. Auf das Wohl der Damen, die Geist und Eleganz vereinigen.“

Thomas von Kiennast saß in einem beglückten Schweigen. Das war die neue Welt, in die ihn sein Schicksal trug. Hier war alle Größe auf einen engen Raum zusammengedrängt, alle Kühnheit war hier in seltsamer Spannung, alle Schönheit wuchs aus dem Zwang, ein Kaiser war da, dem eine Welt gehorcht hatte und der jetzt Briefe schrieb, die von Hühnern und Enten handelten und der Orangenbäume pflanzte.

Neben ihm hob sich ein schwarzer Schnurrbart, zwei blaue Augen sahen ihn nachdenklich an. „Sie kommen nach Elba, um den Kaiser zu sehen?“

Thomas zitterte: „Ich möchte in seine Dienste treten.“

Die blauen Augen sahen wieder von ihm weg. Schoultz zuckte die Achseln: „Sie können es ja



versuchen," sagte er, und Thomas erschrak vor dem unwirschlichen Ton der Worte.

Man sprach von der Fürstin Borghese.

„Sie hat in Rom einen Hof gehalten," sagte die Gräfin Rohan, „dem alle Fremden zugelassen sind. Besonders die reisenden Engländer haben es für ihre Pflicht gehalten, dort gewesen zu sein. Man weiß, daß der Kaiser sich darüber geirret hat. Er soll gesagt haben: „Um so besser! Dann werden viele meiner Feinde in meine Freunde verwandelt werden.“

Pegrusse und Cornuel sahen gespannt Sir Campbell an. Auf Hureau's Gesicht lauerte eine wilde Freude, zähnefletschende Gedanken waren bereit, vorzuspringen. Der Colonel lächelte sein Bajonettlächeln: „Seine Majestät schätzt meine Nation. Ich will ihnen sagen, was der Kaiser zu mir gesprochen hat, als ich mich ihm nach der Abdankung zu Fontainebleau als Kommissär der Alliierten vorstellte. Er sagte: „Ihre Nation ist die größte von allen, sie steht höher in meiner Achtung als die anderen alle. Ich war euer größter Feind, ich bin es nicht mehr. Ich habe die französische Nation auf gleiche Stufe heben wollen, mein Plan ist gescheitert — das ist Schicksal.“

Es sah aus, als wolle Hureau aufspringen.

Campbell hob ein wenig die Hand. „Lord Douglas, der vor kurzem den Kaiser besucht hat, konnte mir von einer ähnlichen Aeußerung berichten. Im übrigen, meine Herren, Sie haben ein einfaches Mittel bei der Hand, um festzustellen, ob ich Ihnen die Wahrheit sage: Sie brauchen bloß Seine Majestät selbst zu befragen.“

In Thomas von Kiennast war ein wütender Haß gegen diesen Mann, der sich gegen eine ganze Frühstückstafel voll Feinde verteidigte. Hureau trank seine Entgegnung mit einem Glas Wein hinunter.

Auf Deck entstand ein Scharren von Füßen, ein Herumschleifen von Tauen, ein Poltern von schweren Gegenständen. „Ich glaube, wir sind da," sagte Pegrusse eilig und die Gräfin hob die Tafel auf.

Als Thomas hinaufkam, sah er die Insel Elba als blauen Schatten auf der See liegen. Er stand da und war ganz in sein Glück getaucht, seine Augen brannten. Er war ganz dumm vor lauter Seligkeit und kam sich vor, als ob die Achse der Welt mitten durch ihn ginge und als ob sich nun nicht bloß dieser kleine Ball da, sondern gleich sämtliche Planeten drehen müßten.

Ein schwarzer Schnurrbart kitzelte in seine Phantasien hinein. „Ich fürchte, Sie werden Enttäuschungen erleben," sagte der melancholische Tischnachbar.

Thomas von Kiennast fuhr herum. Der Anblick einer napoleonischen Uniform säufte seine Empörung. „Wie meinen Sie . . . ?" fragte er bescheidenlich.

Der Kapitän Schoultz schmiß das Französische fort und sagte landsmannschaftlich: „Ich meine, daß Sie sehr jung sind, die Welt hat für Sie noch überall Ehrenpforten und Blumengirlanden und Festjungfrauen. Erwarten Sie nicht zuviel. Sie verschenken ihr Vertrauen . . . zum Exempel . . ."

„Zum Exempel?"

„Die Frau Gräfin Rohan. Ja, Landsmann: die Frau Gräfin Rohan . . . sehen Sie mich nicht so an. Ich wette, daß Sie die Dame noch nicht lange kennen.“

„Sie haben sie auf der Reise kennen gelernt?"

„In Livorno . . . an der Gasthofstafel. Sie hat gehört, daß ich nach Elba will, zum Kaiser, und hat mich angesprochen: „Dann sind wir ja Reisegefährten". Sie werden zugeben, es ist richtig, daß wir Reisegefährten sind. Ich finde nichts Verfängliches

daran, ein Gespräch mit dieser Bemerkung einzuleiten. Sie ist eine Dame der vornehmen Welt, ihr Name sollte sie über allen Verdacht erheben.“

Der Pole aus Bamberg sah den jungen Prager mit so bittersüßer Wehmuth an, als blicke er in eine ferne Zeit. „Junger Mann," sagte er, „die Zeit ist aus den Fugen, es gibt alte Namen, die auf dem Kehrlicht liegen, und solche, die zu keinem anderen Zweck dienen, als mit ihnen betteln zu gehen. Andere Namen sind emporgekommen, ein Advokatensohn ist Kaiser geworden und ein Kaiser wieder ein Meierhofverwalter.“ Dann strich er mit der Hand vor sich durch die Luft, als wolle er etwas obnen. „Hat Ihnen die Gräfin anvertraut, welche Geschäfte sie nach Elba führen?"

„Sie macht kein Geheimnis daraus, daß sie Silberminen im Neapolitanischen hat und daß sie ihre alten Familienansprüche durchzusetzen gedenkt. Die neapolitanischen Gerichte aber wollen vorderhand diese Ansprüche nicht anerkennen, denn eine englische Gesellschaft hat die Hand auf die Minen gelegt, und es ist aller Welt bekannt, daß die Richter dort unten bestechlich sind und dem recht geben, dessen Händedruck schwerer wiegt.“

„Und da will die Gräfin den Kaiser anrufen, er möge seinem Schwager Murat einen Wink geben . . ."

„Sie glauben nicht an die Ansprüche der Gräfin?"

„Ich zerbreche mir nicht den Kopf darüber. Ich weiß nur, daß Ihre Frau Gräfin nicht die erste ist, die den Kaiser mit solchen angelegenheiten überläuft. Ich kümmere mich nicht darum. Ich finde nur, daß es für eine wirklich vornehme Dame wenig taktvoll war, ihrer Abneigung gegen die Engländer solchen Ausdruck zu geben, wie vorhin an der Tafel. Was kann Sir Campbell dafür, daß seine Landsleute im Neapolitanischen ihren Vorteil zu wahren wissen.“

Thomas von Kiennast zog sein ritterliches Schwert: „Sie hat sehr recht damit getan. Der Hochmut dieses Mannes hat diesen Strich verdient. Was ist er denn weiter als ein Kerkermeister.“

Zwei Hände legten sich auf die Schultern des jungen Mannes, zwei blaue Augen sandten ein mildes, etwas trauriges Licht in ihm: „Junger Mann, dieser Engländer hat auf Westindien gegen Frankreich gekämpft, die Namen Martinique, Les Saintes, Guadeloupe bezeichnen die Stationen seiner Laufbahn, er war bei der Blockade von Almeida, bei Ciudad-Rodrigo, bei Badajoz, Burgos und Salamanca, er hat Danzig belagern geholfen und ist bei Fère-Champenoise mit knapper Not dem Tod entgangen. Man weiß nicht, ob er mehr Orden oder mehr Blessuren hat.“

Thomas schwieg. Diese Namen drangen auf ihn ein, das Getöse einer Welt von Waffen erschütterte ihn, da war das ganze Zeitalter der Heldenkämpfe, dessen untätiger Zuschauer er hatte sein müssen.

„Respekt vor diesem Mann," fuhr Schoultz fort, „ . . . wäre es vielleicht besser gewesen, wenn uns die Mächte einen glatten Diplomaten hergesezt hätten, so einen Wiener Lakaien oder einen schikanösen Berliner Zwischenträger? Dieser Campbell hat die Kraft eines Samson.“ Dann seufzte er: „Freilich — noch jeder Samson hat seine Dalila gefunden.“

Cornuel trat an die beiden heran: „Setzt er Ihnen seine Grillen in den Kopf, Herr von Kiennast? Hören Sie nicht auf ihn, er versteht nicht, wie man vergnügt sein und lachen kann. Schauen Sie lieber dort hinüber. Das oben ist die Zitadelle il Falcone, die der Kaiser mit zwei Batterien besetzt hat. Es sind meine Batterien, mein Herr!"

Ueber die Wälle der Zitadelle glotzten die runden,

schwarzen Augen der Kanonen. Eine Reihe gefährlicher Riesen lag dort auf der Lauer, stumm beherrschten sie den Hafeneingang.

Und jetzt löste sich aus dem Gezaekel der Masse vor den steil ansteigenden Mauern von Porto Ferrajo ein Teil ab, schob sich langsam zwischen dem übrigen Hafenkram hindurch und glitt in freies Wasser. Die Leinwand ging an den Masten hoch und faßte den Wind, schwoh und drückte das Schiff seitlich in die See.

„Sehen Sie,“ sagte Cornet und faßte die Hand des jungen Mannes, „es ist der „Inconstant“, die Brigg des Kaisers.“

In diesem Augenblick entfaltete sich über den Schwellungen der Segel eine Flagge: Goldene Bienen auf weißen Grund.

Schultz und Coronel nahmen die Hüte ab. Sie grüßten die Flagge, die Napoleon seiner Insel verliehen hatte. Thomas fühlte auf den verschränkten Händen, die seinen Hut hielten, einen warmen Tropfen. Er sah nichts mehr, als ein grenzenloses Blau, auf dem goldene Bienen zitterten.

Zweites Kapitel.

Wenn Thomas von Kiennast an der Vornehmheit der Gräfin Rohan gezweifelt hätte, so wäre er beim Landen wieder aller Bedenken ledig geworden. Eine unendliche Menge von Gepäck, die unter der Aufsicht des Kammermädchens und eines Dieners auf einem zweirädrigen Karren verstaubt wurde, bewies auf das unmittelbarste wahrhaft fürstliche Lebensgewohnheiten. Es war doch bei Gott nicht wenig, was Mama alljährlich nach Karlsbad mitzunehmen pflegte, aber es war armselig und bettelhaft, verglichen mit dem Berg von Koffern und Schachteln, der da von keuchenden Maultieren die steile Straße zum Gasthof geschlept wurde.

Im „Hotel Viktoria“, das bis zur Ankunft des Kaisers namenlos dahinvegetiert hatte, fand er zwei Zimmer neben den Räumen der Gräfin Rohan. „Auf gute Nachbarschaft,“ lächelte die Reisegefährtin.

Thomas begann seine Besichtigung der Stadt gleich mit dem Gasthof. Dieser hatte sich mit allen Ruhmestaten Napoleons geschmückt. Auf den Gängen und im Stiegenhaus hingen illuminierte Stiche sämtlicher Schlachten des Kaisers, und wenn es in dem alten Gemäuer nicht so dunkel gewesen wäre, so hätte man vielleicht sogar annehmen können, was die eingerahmten grauen Flecken vorstellen sollten. Der Wirt aber wußte es genau. Er hatte schon vor der Türe auf den neuen Gast gelauert, nahm ihn, als er hinaustrat, sogleich in Empfang und geleitete ihn von Dunkelheit zu Dunkelheit, indem er ihm einen Schwall von Historien einwarf. Es fiel Thomas nicht ein, sich dagegen zu empören, und wenn ihn auch seine leiblichen Augen keinen Schimmer vermitteln konnten, so entzündete sich doch seine Phantasie an den Schilderungen des Herrn Spagliari.

Nach der Beschreibung der Schlacht bei den Pyramiden ließ der Cicerone einfließen, daß er Sergeant der Nationalgarde von Elba sei. Da fuhr er auf der Skala der Wertschätzung im Busen des jungen Mannes sogleich um ein gewaltiges Stück hinan. Und das Echo seiner Worte bekam nun einen betäubenden Klang.

Unten in der Eingangshalle, die gerade vier Schritte lang und drei breit war, weil die Treppe gleich dahinter hinaufklimmen mußte, um die Höhenunterschiede der Vorder- und der Rückseite auszugleichen, hier unten, wo sich der Tag hineingetraute, hatte Herr Spagliari ein Medaillon Napoleons. Es bestand zwar nur aus Gips und war mit Goldtink-

tur überstrichen, aber Spagliari ehrte es so, als ob es aus echtester Bronze gewesen wäre. Als er den grünen Vorhang wegzog, mit dem es verhüllt war, stand eine große Ehrfurcht auf seinem Gesicht, seine Handbewegung, mit der er nach dem Profil wies, drückte Glück und Stolz aus.

Thomas stand andächtig da. Er kam aus den wehevollen Augenblicken gar nicht mehr heraus.

Nach dieser Herzstärkung trat er seinen Rundgang an. Unweit des Hotels wimmelte allerlei Volk in abendlicher Müßiggängerei auf einem kleinen Platz. Von da war es nicht weit zum Palast des Kaisers. Die neugierigen Blicke und die Redensarten der schönen Welt von Porto Ferrajo hatten keinerlei Macht über Thomas. Er strebte vorwärts und trat auf die Bastion vor dem Palast mit so seheuen Sohlen, wie ein Pilger die langersehnten heiligen Stätten betritt. Die Fenster des Hauses, dem ein höherer Titel nur durch einigen guten Willen zukam, fingen alle Farben des Abendhimmels auf, so inbrünstig, als wollten sie dieses Grün und Violett und Goldbraun die ganze Nacht hindurch festhalten. Das Meer lag tief unten in grünen Schleiern, mit einem verschlafenen Murmeln.

Das größte Abendwunder aber waren fünfundzwanzig Garderegadiere, die auf der Bastion exerzierten. Fünfundzwanzig der Getreuen, die dem Kaiser gefolgt waren und nun unter den Fenstern seines Hauses, über dem verschlafenen Meer, Schwenkungen und Gewehrgriffe übten.

Thomas spann Fäden nach dem Haus hinüber: Vielleicht ist es, um ihm einen kriegerischen Anblick zu bereiten, ein Schauspiel, dessen Er zu seinem Wohlbefinden bedarf! Die Bühne könnte nicht schöner sein! Vielleicht kann Er nicht einschlafen, wenn Er nicht vorher seine Grenadiere gesehen hat! Es ist begreiflich, daß es Ihn darum zu tun ist, das Abendlicht auf Bajonettspitzen funkeln zu sehen, sich diesen Eindruck unbedingter Zuverlässigkeit in den Traum mitzunehmen.

Es waren aber nur fünfundzwanzig Kerle, die von dem gestrengen Kapitän Balinski zum Strafoxerzieren befohlen waren, weil sie, anstatt an der neuen Straße nach Rio zu bauen, einem Bauern in den Weinkeller eingebrochen waren und ihn ratzékahl gesoffen hatten.

Und morgen, dachte Thomas weiter, morgen setzt Thomas von Kiennast den Fuß auf die goldene Brücke.

Am anderen Morgen aber lag ein Nebel auf dem Meer und kroch die steilen Straßen von Porto Ferrajo hinan. Er legte sich auf Thomas' Zuversicht und nahm ihr den sonnigen Glanz. Etwas zaghaft sah er dem Ausgang seiner Angelegenheit entgegen. Mit: wie denn wenn? und: was denn dann? tauchte er zwischen zwei Wachtposten in das Tor des Munizipalitätsgebäudes, wo sich die Kommandantur befand. Eine kalte Luft kroch ihm sogleich in die Glieder und machte ihn frösteln. Zwischen den vielen fremden Menschen, Offizieren, Adjutanten und Ordonnanzen, die ab- und zuzigen, kam er sich sehr verloren vor. Er meldete dem diensttuenden Sergeanten seinen Namen und ließ sich in ein dickes Buch eintragen. Dann setzte er sich in den kahlen Korridor auf eine abgeschauerte Bank und wunderte sich über die Allgewalt menschlicher Stimmungen.

Die Tür zur Kommandatur war gleich nebenan, ein Stückchen weiter lagen die Amträume des Maires, und vom Ende des Ganges kam aus einer Flucht von Zimmern ein Klopfen, Hämmern und Schlagen. Maurer und andere Werkleute gingen dort hin und her, mit Büten und Kellen und Kübeln und allerlei Geräten. Es war eine große Geschäftigkeit. Jemand piff sehr hoch und gellend das elbani-

sehe Volksliedchen von der Nachtigall, mit dem man gestern abend vor dem „Hotel Victoria“ Thomas in den Schlaf gesungen hatte.

Hureau kam mit einem anderen Offizier aus der Kommandatur. Er blieb vor Thomas stehen und begrüßte ihn: „Sie sind schon frühzeitig da, mein Herr,“ sagte er, „ich habe vorhin dem Kapitän Lamaurette von Ihnen erzählt.“

Lamaurette hatte das beruhigende Aussehen eines wohlgenährten und zufriedenen Mannes. Die Knöpfe seiner Uniform zogen Falten über einen rundlichen Leib. „Wir würden uns freuen . . . ,“ sagte er, „aber . . .“

Hureau unterbrach ihn, indem er sich unwillig nach dem Ende des Korridors umdrehte, wo auf einen starken Schlag ein lautes Gelächter losbrach. „Man merkt es, daß die Fürstin Borghese kommt, der Lärm geht vor ihr her. Sie wird uns die ganze Insel auf den Kopf stellen. Wir waren eben im Begriff, uns einzurichten, nun wird sie uns alles durcheinanderwerfen.“

Mit einem vorsichtigen und verlegenen Lächeln sah sich Lamaurette um:

„Der Kaiser liebt sie sehr. Und es ist doch sehr hübsch von ihr, daß sie die Verbannung ihres Bruders teilen will. Bedenken Sie, meine Herren, sie wird hier ein kleines Publikum haben, während sie doch gewöhnt war, vor einem Parkett von Fürsten und Herzogen zu glänzen.“

„Was ist das“, dachte Thomas, „er spricht von dieser Schwester des Kaisers wie von einer Schauspielerin?“

Die Falte der Verdrossenheit auf der Stirn Hureaus vertiefte sich: „Acht was, man weiß, daß der Kaiser ihr mehr als einmal sehr unangenehme Briefe geschrieben hat.“

Lamaurette entschuldigte sich. Er mußte in den Dienst.

Hureau grünte ihm boshaft nach: „Wissen Sie, worin sein Dienst besteht? Er muß jetzt einkaufen gehen. Ja — einkaufen, wie eine Köchin. Seine Frau schickt ihm mit dem Korb auf den Markt, er hat das ganze Hauswesen auf sich, und wenn er vom Markt kommt, so hängt sie ihm die Kinder an. Es ist ihrer ein ganzes Schock, und alle Jahre kommt noch eines hinzu. Ich glaube, wenn es ihm die Natur nicht versagt hätte, so würde er noch Ammendienste versehen. Seine Frau liegt indessen im Fenster und liest Romane.“ Er zog eine Grimasse. Dann setzte er seufzend hinzu: „Aber er ist der einzige, der hier nichts vermißt. Er hat auch in Paris nichts anderes als die Markthallen und Gemüsesstände gekannt.“

Der Sergeant stolperte über Thomas' Namen in seinem dicken Notizbuch.

„Also gehen Sie,“ sagte Hureau, „versuchen Sie Ihr Glück. Ich gebe Ihnen keine Wünsche mit.“

Das Amtszimmer der Kommandatur war kahl, nur mit einem Bild des Kaisers geschmückt. Oben an den weißgetünchten Wänden zog sich eine gemalte Girlande hin, zwischen deren Bogen immer ein Neschwebte. An großen Tischen saßen zwei Schreiber, zwei Offiziere standen im Gespräch in einer Fensterbänke.

Das dunstige Meer gab den Hintergrund für ihre Umriss.

Thomas von Kienmast mußte eine ganze Weile warten. Alle Dinge des Raumes hämmerten sich mit dem Rhythmus des klopfenden Blutes in sein Gehirn. Es kam ihm vor, als sei er im Begriff, einen Gang über die Schärfe eines ungeheuren Rasiermessers zu wagen.

Ein kleiner Mann in Generalsuniform kam auf ihn zu. Ein vertrocknetes gelbes Köpfchen saß wie ein

betrübter Herbstkürbiß auf dem Rankenwerk des gestickten Kragens. Die Glieder schienen nur lose in den Geelenken befestigt und flogen beim Sprechen hin und her.

Dieser gelenkige Herr war der General Cambronne. Und wie es dem Schicksal, das sich als Zufall zu verkleiden liebt, schon manchemal gefällt, Gegensätze zusammenzuführen, so war der Oberst Mallet ein Mann, von dem man hätte glauben können, daß ihm Sott aus einer besonders schweren Erde geschaffen habe. Er wuchtete durch die Welt, und wenn er irgendwo gestanden hatte, so suchte man hernach auf dem Boden, ob nicht Lehmstapfen zurückgeblieben wären. Seine Glieder saßen wie eingeleimt im Rumpf und sein rotes Gesicht trug eine unversieglige Heiterkeit durch das Leben und alle Begebenheiten. Hureau hatte unrecht, wenn er Lamaurette als den einzigen Zufriedenen auf Elba nannte. Der Oberst allet war mindestens ebenso glücklich; es gefiel ihm sehr wohl, sich nach den Strapazen der endlosen Feldzüge einmal dem Behagen hingeben zu können und mit einem Anschein von Tätigkeit ein bequemes Leben zu umschauen. Cambronne am heutigen Morgen hatte seiner inneren Fröhlichkeit nichts anhaben können. Es hatte sich nämlich etwas ereignet, was den Unwillen Seiner Majestät erregt hatte. Und gleich am frühen Morgen war aus dem kaiserlichen Zorn eine lange Nase gewachsen, die vom Flügeladjutanten Baron Jermanowski dem General zur weiteren Amtshandlung überreicht worden war. Diese Nase betraf jene fünfundzwanzig Gardegrenadiere, deren empfindsamer Zuschauer Thomas gestern abend gewesen war. Man weiß, daß sie so pflichtvergessen waren, ihren Grenadierdurst durch Räumung eines bürgerlichen Weinkellerchens zu stillen. Nun war das freilich ein grobes Dienstvergehen und verdiente sein ausgiebiges Strafexerzieren. Aber immerhin waren selbst napoleonische Gardegrenadiere auch nur Menschen und Verfehlungen unterworfen, und es war keineswegs nötig, wegen ein paar gelehrter Fässer das Strafexerzieren über Gebühr auszudehnen. Als der Kaiser nach Mitternacht von seinen mathematischen Übungen aufgestanden und in das Schlafzimmer getreten war, hatte er unten auf der Bastion heiseres Kommandieren und das Trappen von Schritten vernommen. Und dann hatte er zu seinem Erstaunen eine mondüberglänzte Parade gesehen, müde Schwenkungen und verschlafene Gewehrgriffe, wie von einer Mannschaft nach zehnstündigem Exerzieren nicht anders zu verlangen war. Da hatte er das Fenster geöffnet und die Leute mit einem dreistockhohen korsikanischen Fluch nach Hause geschickt.

Der Kapitän Balinski hatte keineswegs beabsichtigt, seine Grenadiere noch nach Mitternacht vor den kaiserlichen Fenstern üben zu lassen, aber sein Gedächtnis war ihm wieder einmal abhanden gekommen. Er hatte vollständig vergessen, daß fünfundzwanzig hundemüde Kerle darauf warteten, abkommandiert zu werden. Obzwar er zur selben Stunde noch hinter einer Flasche lag, mahnte ihn kein Gedanke daran, Gnade eintreten zu lassen. Es mag als Entschuldigung angeführt sein, daß die Flaschen den Wein der Hänge von Marciana enthielten, eine Art Lethe in Gold und Purpur, und daß er mit seinen nicht weniger trinkfesten Gefährten in anregendstem Gespräch begriffen war.

Dieser Gefährte war niemand anders gewesen als der Oberst Mallet, der die Lethe von Marciana nicht weniger liebte als Balinski; und dieser Umstand schuf dem vergeßlichen Kapitän einen warmen Fürsprecher, als der General Cambronne die kaiserliche Nase weitergeben wollte.

Der General Cambronne war wütend. Erstens deshalb, weil es so aussah, als werde der kaiserliche Unwille nun nicht mit der vollen Gewalt auf Balinski herabstürzen, und zweitens, weil er magenkrank war und keinen Wein trinken durfte; man sie von hinten oder von der Seite betrachtet; dieselben Tatsachen, die von vorn so imposant sind und dem ahnungslosen Zeitgenossen mit solcher Gewalt auf die Hühneraugen treten.

Noch flammend vor Zorn, wie Moses vom Berge Sinai herabkam, schritt der General auf Thomas von Kiennast's Hühneraugen zu.

„Was beliebt?“ fragte er raschelnd, wie wenn der Wind durch dürres Bohnengeranke fährt.

Thomas von Kiennast fühlte sich vom Atem des Unabwendbaren angehaucht. Unter seinen Fußsohlen spürt er ein heftiges Klopfen. Das war sein Herz, das da herabgefallen war und sich nicht wieder hinauftraute. Aber er raffte sein männliches Bewußtsein zusammen und entgegnete: „Ich erbitte mir die Ehre, in die Truppen Seiner Majestät als Offizier eintreten zu dürfen.“

Aus dem kranken Magen stieg ein höhnisches Grinsen auf das Gesicht des Generals. „Sehr gut!“ sagte er, „vortrefflich, mein Herr. Sie haben Ehrgeiz und Mut. Man muß Sie bewundern. Was für ein Landsmann sind Sie?“

Thomas von Kiennast hielt dem Grinsen stand, obwohl er ein Anschwellen der Schwerkraft empfand, als ob sie ihm in den Boden ziehen wolle. „Ich bin ein Oesterreicher. Mein Vater war Gubernialrat in Prag. Aber im Herzen war ich immer gut kaiserlich gesinnt.“

„Sie sind also Oesterreicher“, wiederholte Cambronne und leckte seine dünnen Lippen mit einer blaßblauen Zunge, „und Sie sind gut kaiserlich gesinnt. Aber die Gesinnung genügt nicht, um ein Offizierspatent zu erhalten, mein Herr. Sie müssen wissen, daß wir hier eine Menge von Bewerbern aller Nationen gehabt haben, Italiener, Deutsche, Franzosen, Polen. Napoleon ist noch immer der der Kaiser einer Welt, wenn ihn auch die Mächte auf dieser Insel festgesetzt haben. Und worauf stützen Sie ihren Anspruch?“

Wenn auch Thomas von Kiennast gut kaiserlich gesinnt war, so war er doch der Sohn eines Gubernialrates und so weit Oesterreicher, daß er an die Kraft des gestempelten und gesiegelten Papiers glaubte. Und von solchen Papieren trug er einen ganzen Pack in der Brusttasche. Das gab ihm seine Zuversicht wieder, und er sagte mit einem bescheidenen Nachdruck: „Ich habe Zeugnisse, Herr General; die Zeugnisse der Militärschulen, die ich besucht habe. Ich habe den Anspruch darauf, Offizier zu werden. Aber ich habe ihn in Oesterreich nicht geltend gemacht, weil ich nicht gezwungen sein wollte, gegen den Kaiser zu kämpfen.“

Cambronne zappelte vor Thomas auf und ab; aber dieser war durch die Grimasse des Hohnes so eingeschüchtert, daß er gar nichts Komisches an den Zuckungen der Glieder fand. „Oh“, krächte der General, „das war schön von Ihnen, mein Herr! Der Kaiser muß Ihnen dankbar sein. Sie hätten ihn am Ende in eine arge Verlegenheit gebracht, wenn Sie die österreichische Armee verstärkt hätten.“

Vom Fenster kam ein abgründtiefes Brummen, wie aus einer Lehmgrube. Die beiden Schreiber amüsierten sich königlich darüber, wie diesem Oesterreicher die Hühneraugen abgetreten wurden.

„Es ist nur das,“ sagte der General nach einer Weile des Vergnügens, „daß wir Sie nicht brauchen können.“

Thomas von Kiennast nickte mit dem Kopfe, ohne es zu wissen. Die Zappligkeit des Generals wan-

deltete sich ihm ins Dämonische. Er nickte, um nicht von einem aufgerissenen Raehen verschlungen zu werden, gleichsam beschwörend. „Nicht brauchen können!“ sagte er.

„Ja, mein Lieber! Was denken Sie? Wir haben keine Stelle frei. Wir sind komplett. Glauben Sie, wir haben gewartet? Und dann: wir haben kein Geld. Ja — Sie sehen mich sehr verwundert an, lassen Sie sich's gesagt sein, wir haben kein Geld. Wir schämen uns garnicht, das einzugestehen, denn wir sind nicht im mindesten schuld daran. Man soll es in Europa wissen, daß wir kein Geld haben. Gehen sie, mein Herr, sagen Sie es nur allen Gubernialräten von Prag und von ganz Oesterreich, wir sind blank, man kann uns die Taschen umdrehen, ohne daß ein Napoleon herausfällt, man wird uns bald das Hemd vom Leib ausziehen und uns die Möbel davontragen. Was — denken Sie vielleicht, die vier Millionen, die wir aus Fontainebleau mitgenommen haben, werden ewig vorhalten? Das sind die Ansichten eines Krämers mein Herr! Sie sollten sich schämen — wo sind diese vier Millionen hingekommen, hier, wo man erst eine in Barbarei versunkene Insel menschenwürdig machen muß? Das ist eine Frage, die man nur in Prag stellen kann. Sehen Sie nur hin, da sind die Eisengruben von Rio und die Salinen, die wir erst ertragsfähig machen müssen, und die Straßen und die Maulberbaumpflanzungen — da liegen vier blanke Millionen, mein Herr! Und die französische Regierung, dieses Komplott von Schurken zahlt uns die bedungenen zwei Millionen Rente nicht. Sie läßt uns auf dem trockenen sitzen, sie hat die Absicht, uns auszuhungern, sie will uns ganz klein kriegen — das ist die Schande des Jahrhunderts, der niederträchtigste Vertragsbruch, der in der ganzen Weltgeschichte vorgekommen ist. Sie werden sich vergebens umsehen, etwas Aehnliches zu finden und Sie können das auf keine Weise beschönigen . . . bemühen Sie sich nicht. Gehen Sie nach Paris und sagen Sie das diesem Schwachkopf von Ludwig, der ganz blödsinnig ist vor Weihrauch und Litaneiengeplär.“

Nun hätte zwar Thomas von Kiennast entgegen zu können, daß er keineswegs daran schuld sei, wenn die französische Regierung die bedungene Rente nicht zahlte, daß er vielmehr selbst die Empörung des Generals teile. Aber es war ihm, als habe man ihm alle Sprachmöglichkeiten mit einem Stößel aus der Kehle durch den Hals bis in den Magen hineingetrieben und als werde er noch mindestens drei Tage darauf verzielt müssen, zu sprechen.

Da kam ihm Hilfe. Oberst Mallet, der bis jetzt am Fenster festgeklebt gewesen schien, löste sich mühsam los. Dazu bedurfte es einer Kraft, mit der ein anderer einen vierstündigen Marsch hätte leisten können. Dann stapfte er durch das Zimmer, daß alles ins Zittern geriet. Selbst die gemalten Girlanden an den Wänden begannen zu schwanken. Er durchbrach das Gefuehl Cambronnes wie ein Elefant durch Schilfrohr bricht und stand vor Thomas von Kiennast. Er öffnete den Mund.

Der Hauch des Weines von Marciana umwehte die Nase des jungen Mannes.

Vor dem ersten Wort ging ein tiefes Grunzen einher. Dann sagte der Oberst: „Es ist wahr, junger Mann. Sie bemühen sich vergebens. Wir haben genug Offiziere. Seine Majestät würde kein neues Patent mehr unterzeichnen. Was der Herr General von den mißlichen Geldverhältnissen des Kaisers sagt, ist ja auch zum Teil wahr. Aber ich weiß, Sie würden sogar auf die Gage verzichten, um nur Offizier zu werden — nicht wahr? Sehen Sie, so etwas durchschaue ich auf den ersten Blick. Ich

war auch jung, ich habe auch meine Ideale gehabt.“

Der zurückgedrängte General Cambronne rückte mit einem spöttischen Schimmer auf dem Herbstkürbis wieder in den Vordergrund. Dem Obersten Mallet standen Sentimentalitäten so an, wie einem Festungsturm das Seufzen. Wenn ein so großes Wort wie Ideale von ihm ausgegangen war, so hielt es gleichsam verwundert an und sah zurück, ob es sich über seinen Ursprung auch nicht getäuscht habe.

„Ich verstehe Sie ganz,“ fuhr der Oberst fort, „Sie gefallen mir sehr gut. Sie sind eigens aus Prag nach Elba gekommen, um dem Kaiser zu dienen. Das ist sehr schön und edel, und wenn wir auch ihren Wunsch nicht erfüllen können, so will ich Ihnen doch einen Vorschlag machen.“

Ein Jünglingsherz schlug wieder an seinem richtigen Platz, in einer neuen Hoffnung, das Antlitz des Lebens begann sich ihm wieder zu erhellen.

„Treten Sie als gemeiner Soldat in unsere Truppen ein“, sagte der Oberst.

Thomas von Kiennast erhielt einen Stoß. Aber er fühlte, das war die Entscheidung. Und ohne einen Augenblick länger zu zögern, sagte er: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihren Vorschlag, Herr Oberst — und ich nehme ihn an.“

„Bravo,“ sagte Mallet mit seinem Lehmgrubenbaß, „das ist sehr brav.“ Sie werden es noch zu etwas bringen. Ich glaube immer, wir werden nicht für alle Zeiten auf dieser Insel bleiben.“

Die beiden Schreiber hatten längst zu schreiben aufgehört. Das war ein ganz außerordentlicher Fall, daß einer, der gekommen war, um Offizier zu werden, damit zufrieden war, Gemeiner sein zu können.

„Ich hoffe, daß Sie einverstanden sind, General? sagte Mallet.

„Ich habe nichts einzuwenden,“ entgegnete Cambronne, von dessen Gesicht aller Spott vergangen war, „melden Sie sich morgen beim Kapitän Hureau, Sie werden unter ihm dienen. Gehen Sie. Ihre Papiere können Sie morgen dem Kapitän vorweisen... halt: geben Sie mir Ihre Hand. Ich wünsche Ihnen alles Glück.“

Thomas von Kiennast hielt zuerst fünf vertrocknete Finger in seiner vor Aufregung feuchten Hand und fühlte dann seine Knochen als Belanglosigkeit in der Umschließung einer Riesenfaust.

So waren die Würfel gefallen, die über ihn entschieden.

Am Abend dieses Tages schrieb Thomas einen Brief nach Prag, an die hochgeborene Frau Klementine von Kiennast, geb. de la Rochefort, Gubernialratswitwe. Selbstverständlich in französischer Sprache:

„Innigstverehrte und gnädigste Frau Mama, ich habe Ihnen zu melden, daß ich glücklich auf der Insel angekommen bin, nach einer angenehmen und von keinerlei Zwischenfällen unterbrochenen Fahrt, die ich zuletzt in Gesellschaft einer Gräfin Rohan und mehrerer kaiserlicher Offiziere gemacht habe. Aber ihre Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, wenigstens nicht in dem Maß, das wir nach meiner Abkunft, meiner Vorbildung und meiner Gesinnung für gerechtfertigt hielten. Denken Sie, Mama, man hat es für unmöglich erklärt, mir ein Offizierspatent zu geben und hat mir statt dessen angetragen, mich unter die gewöhnlichen Soldaten einreihen zu lassen. Und ich, Mama, Sie werden erstaunen. Sie werden mir vielleicht sogar zürnen und ich bitte Sie im vorhinein um Ihre Verzeihung, ich habe mich einverstanden erklärt, ich bin auf diesen Vorschlag eingegangen. Es schien mir nicht anders möglich, ohne mich der Gefahr auszusetzen, daß

man über mich lächelt, und immerhin bin ich so doch jetzt ein Angehöriger der Armee des Kaisers, wenn auch zunächst nur auf der untersten Stufe. Ich mußte mich den Gesetzen einer Welt unterwerfen, die von keinem anderen Anspruch zu wissen scheint, als den man sich selbst erwirbt. Können Sie sich vorstellen, Mama, daß man nicht einmal meine Papiere hat sehen wollen, daß man mich nicht nach ihnen gefragt hat; ich könnte ebensogut ein Fleischergeselle oder ein Frächter gewesen sein. Nun ist es geschehen, ich werde morgen eingereiht und werde versuchen, meinen Platz so gut als möglich auszufüllen und ohne Murren alles auf mich zu nehmen, was über mich kommen wird. Ich bitte Sie, der Tante Henriette, dem Onkel Stefan und dem Herrn Gubernialvizektor Spahn meine ergebensten Empfehlungen auszurichten und selbst Ihre Gunst nicht zu entziehen Ihrem

mit Handkuß verbleibenden treuen Sohn

Thomas von Kiennast,
Gardegrenadier.“

Drittes Kapitel.

Es war eine der besten Eigenschaften Thomas von Kiennasts, sich ins Unvermeidliche zu schicken. Er vermochte aus dem dünnen Stecken der Not das Grün der Jugend herzulocken. Und so überredete er sich bald, daß es seiner weit würdiger sei, von unten anzufangen und die Pike zu ergreifen, als in ein warmes Offizierspatent zu schlüpfen. Allerlei ethische Großartigkeiten schwirrten ihm im Kopf herum, denn er war ja nicht umsonst ein halber Deutscher von seiten eines Vaters her, der zum wissenschaftlichen Klub „Athelene“ in Prag gehört hatte, wo Kants kategorischer Imperativ noch über der heiligen Dreifaltigkeit thronte.

Als sich Thomas beim Kapitän Hureau meldete, halb verlegen und halb vertraulich, im ganzen neugierig, wie sich der dazu stellen würde, begegnete ihm das Erstaunliche, daß der Kapitän ihn so behandelte, als kenne er ihn nicht. Er wies ihn an den Sergeanten Marmotte, der ihm die Uniformstücke ausfolgen sollte.

Mit zwei kleinen Seufzern und einem leisen Unbehagen stellte Thomas fest, daß nun der Dienst begonnen hatte. Aber er kroch mutig in die engen Röhren der Hosen, legte die Gamaschen um, zog den Rock mit dem roten Bruststück an und kreuzte die Bandeliere über der Brust. Den dritten kleinen Seufzer tat er, als er seine Zivilkleider in den Koffer legte, die schönen grauen Beinkleider und den blauen Rock, den er eigens für das erste Auftreten auf Elba hatte machen lassen. Hier aber hielt er den Gang seiner etwas melancholischen Gedanken mit einigem Erschrecken an, denn er hatte sich eben bei einer Verirrung ertappt. Hätte er denn seine Zivilkleider nicht ebenso in den Koffer versenken müssen, wenn er als Offizier eingetreten wäre? Nun also? Was wollte er denn? Zum Teufel mit dem Zeug, wenn man eben die Ehre gehabt hatte, die glorreichste Uniform der Welt anziehen zu dürfen.

Er klappte also den Koffer mit einem Krach zu, versperrte ihn und setzte sich zum Ueberfluß noch darauf, als wollte er sicher sein, daß nicht etwa doch wieder ein Stück seiner abgelegten Garderobe ans Licht käme.

So erwartete er den Hausknecht des Hotels „Viktoria“, der seine Sachen in die Grenadierkaserne schaffen sollte. Dann ging er aus der Stadt, die Höhen hinan, immer zwischen Weingärten und Feldern, bis er an ein Gestrüpp kam. Allerlei krummes und gerades Strauchwerk, wuchs hier durch-

einander, in wilder Inbrunst der Ueppigkeit, und Thomas ging mit prüfenden Blicken darum herum. Er nahm da und dort ein Zweiglein in die Hand, bog es vom Strauch ab, ließ es wieder zurückschnellen und griff nach einem anderen. Bis er ein passendes fand. Das war nicht zu lang und nicht zu kurz, nicht zu dick und nicht zu dünn, schön gerade gewachsen und durchaus von einer gefälligen Strenge. Nachdem er seine Entscheidung getroffen hatte, zog er sein Messer und schnitt das Zweigstück ab. Dann schälte er die Rinde ab, so daß ein schönes weißes Stäbchen daraus wurde, und legte das Ding ganz zu unterst in seinen Tornister.

Das war der Marschallstab, auf den jeder Soldat der napoleonischen Armee eine Anwartschaft hatte.

Denn Thomas von Kiennast besaß eine große Neigung zu symbolischen Handlungen, trotzdem er mit Voltaire erzogen war und an Rousseau lesen gelernt hatte.

Am anderen Morgen begann der Dienst allen Ernstes und Thomas mußte auf der Bastion vor den Fenstern des Kaisers, angesichts des blauen Meeres, seine Uebungen machen, mit eins, zwei und rechts, links schwenken, wie jeder andere Rekrut, und der Sergeant nahm gar keine Rücksicht darauf, daß er einen Mann vor sich hatte, der eigentlich ein verbrieftes Recht darauf besaß, ihm das ganze Register der Kasernen herzudonnern.

Thomas sah sehnsüchtigen Blickes nach den Fenstern des kaiserlichen Palastes und gab die romantische Hoffnung nicht auf, daß sich eines Tages eines von ihnen öffnen und eine Stimme befehlen werde, den Rekruten dort unten doch einmal zu näherer Betrachtung heraufzuschicken.

Auch von den sonstigen Annehmlichkeiten eines Neulings im Kasernenleben blieb ihm nichts erspart. Am zweiten Abend wurde er nach dem Einschlafen von seinen Zimmerkameraden in eine große Decke gehüllt und, also wehrlos gemacht, wie ein Wickelkind, auf den Korridor hinausgetragen und in ein Schaff mit eiskaltem Wasser gesetzt. Drei Tage später steckten ihn sechs verummte Gestalten in einen Sack und ließen ihn an einem Strick aus dem Fenster baumeln, zwei Stockwerke hoch über einem Kasernenhofe, der mit katzenköpfigen Steinen gepflastert war. Weder das kalte Bad noch dieses Schweben an einem keineswegs auf seine Haltbarkeit erprobten Seil war sonderlich angenehm. Aber Thomas von Kiennast blieb standhaft und beschwerte sich nicht.

Der Sergeant Marmotte wußte von diesen Vorgängen, aber er ließ sie geschehen, weil er die Ansicht der Mannschaft teilte, man müsse einen Neuen so lange drillen, bis er aus seiner alten Haut gefahren und bereit war, in eine neue zu schlüpfen.

Auch Hureau wußte davon, aber auch er schritt nicht ein, weil er die geheiligten Traditionen der Kaserne zugunsten niemandes antasten wollte.

Nach einer Woche hatte sich Thomas bei den Kameraden durchgesetzt und wurde für voll genommen, und unter der neuen Haut floß eine wärmende Zufriedenheit dafür.

Auch seine Bekannten unter den Offizieren, die sich bisher ferngehalten hatten, waren mit ihm zufrieden und fanden, daß er ihnen keine Enttäuschung bereiten würde.

Nur zwei Menschen waren von ihm enttäuscht.

Der eine war Herr Spagliari, der Besitzer des Hotels „Viktoria“, der gehofft hatte, an ihm einen guten, dauernden Mieter zu gewinnen und der es ihm nicht verzeihen konnte, daß er nun ein Quartier in der Kaserne bezogen hatte.

Der andere aber war die Gräfin Rohan.

Sie sagte am Morgen nach dem Dienstantritt des jungen Mannes, während des Fußbades zu ihrer Kammerjungfer: „Da hast Du's Mathilde, auf die jungen Leute ist heute gar kein Verlaß mehr. Ich habe gehofft, daß ich hier an ihm einen Kavalier haben werde, der mich fördert und den Leuten zum Bewußtsein bringt, wen sie in mir vor sich haben. Und da geht der Kavalier hin und wird Gardegrenadier. So etwas kann auch nur einem Deutschen einfallen.“

Und Pierre bekam den Auftrag, beim nächsten Besuch des Herrn von Kiennast jenes gewisse Gesicht zu machen, aus dem wohlgezogene junge Leute ersehen mußten, daß die Herrschaft für sie nie mehr zu Hause sein wird. —

Während Thomas seinen Marschallstab zu verdienen begann, rückte ein großes Ereignis näher, das in den Gemütern der Bürger von Elba schon jetzt Unruhe erregte.

Am ersten November wurde die Fürstin Borghese erwartet.

Ihre Zimmer im Stadthaus waren eingerichtet, aber man wußte, daß die Fürstin anspruchsvoll war und selbst, daß der Kaiser alles recht gut fand, vermochte den Spitzen der Behörden nicht die Sicherheit zu geben, daß auch seine Schwester zufrieden sein werde.

Der Maire berief seine Getreuen alle Tage in das Munizipalitätsgebäude und saß mit ihnen beisammen, um über die Empfangsfeierlichkeiten zu beraten.

„Seine Majestät überläßt alles unserem Ermessen,“ jammerte er, „aber wie sollen wir ermessen, was der Prinzessin gefällt und was nicht?“

Obzwar die hervorragendsten Intelligenzen von Elba versammelt waren, der Schlächter Tortini, der Bäcker Capi, der als Hauptmann der Nationalgarde zu mehr als gewöhnlichem Scharfblick und der Fähigkeit rascher Entschlüsse verpflichtet war, der Notar Balliani mit dem Spitzkopf, der Pfarrer und sogar die Maires von Porto Longone und von Rio, so wollte sich doch keine Erleuchtung einstellen. Der heilige Geist blieb jenseits der Wolken und die Beratungen glichen eher einer Erneuerung der babylonischen Sprachverwirrung als einem Reden mit feurigen Zungen.

Für alle Einfälle zusammen hätte man auf dem Trödelmarkt hinter der Kirche nicht einmal fünf Sous bekommen.

Der Notar Balliani konnte immer nur seinen Spitzkopf schütteln. Er war ein etwas ängstlicher Herr von Natur aus, und ein Traum, der dreimal nacheinander wiedergekehrt war, hatte ihm auch für den wachen Zustand ein Alpdrücken hinterlassen. Er hatte sich und die anderen Honoratioren an eine lange Kette angeschlossen gesehen, wie einen Sklaventransport oder wie Galeerensträflinge und so waren sie in endloser Reihe über den Marktplatz gezogen, zum Hafen hinunter, und da waren sie vor eine nette, kleine Guillotine getreten. Das Gerüst war mit rotem Samt ausgeschlagen und das Messer blinkte scharf und ziversichtlich in der Sonne. Auf den Brettern aber stand ein Frauenzimmer und der Notar wußte sogleich, daß das niemand anders war, als die Fürstin Borghese. Sie lächelte und zeigte ihre Zähne, die ganz genau so gesund und weiß aussahen wie die ihres Bruders, und sie lud einen nach dem anderen mit einer entzückenden Handbewegung ein, das Schafott zu besteigen. Niemand weigerte sich, ja die würdigen Herren tänzelten sogar mit möglichst viel Grazie die Stufen hinan. Mit einem hingebenden Augenaufschlag legten sie den Kopf in den Ausschnitt — schwapp, da fiel auch schon das Beil und der Kopf sprang in den

Korb. Aber die Fürstin griff sogleich danach, zog ihn bei den Haaren heraus und setzte ihn wieder auf den Rumpf. Und siehe, da erhob sich der soben Geköpfte und schritt davon, lächelnd wie vorher, nur daß er jetzt nach hinten lächelte, denn die Prinzessin hatte sich den Spaß gemacht, den Leuten ihre Köpfe verkehrt aufzusetzen.

„Sehen Sie, meine Herren,“ sagte der Notar, als er seinen Traum erzählt hatte: „Das ist alles symbolisch. Denn daß die Fürstin im Ernste so viel anrichten und vielleicht einen Konflikt zwischen Seiner Majestät und uns hervorrufen könnte, das ist ja doch wohl ausgeschlossen. Beachten Sie, meine Herren, daß in meinem Traum nicht ein Tropfen Blut geflossen ist. Das ist ein gutes Anzeichen, wie man mir versichert hat, das deutet an, daß den Vorgängen nur eine bildliche Bedeutung beizumessen ist. Aber immerhin: man weiß, daß kaiserliche Hoheit etwas, ich weiß nicht, wie ich sagen soll...“

„... ruppig“, sagte der Schlächter Tortini. Er sprach manchmal, als schlage er mit dem Beil gegen die Stirne eines Ochsen.

Der Notar Balkani wehrte mit beiden Händen ab: „Nein nein ... was fällt Ihnen ein, Tortini, wie können Sie nur? ... Ach Gott, wenn das jetzt jemand Seiner Majestät hinterbringt. Es kann der größte Verdruß daraus entstehen. Sie wissen doch, meine Herren, wie sehr der Kaiser gerade diese Schwester liebt. Ein unbesonnenes Wort ... ich sehe schon, daß mein Traum recht hat. Wir werden uns sehr in acht nehmen müssen. Uebrigens haben Sie ganz unrecht, Tortini ... Ich meine nicht was Sie gesagt haben. Ich meine kaiserliche Hoheit ist manchmal etwas reizbar. Darauf muß man Rücksicht nehmen. Ich meine, wir müssen sie so empfangen, daß sie auf den ersten Blick sieht, wie wir uns geehrt fühlen und wie wir uns glücklich schätzen ...“

Das sahen alle ein und nickten lange und sehr überzeugt mit den Köpfen. Aber dessenungeachtet wollte sich nicht jener glückliche Gedanke einstellen, der wie mit einem Schlage die vollständige Gewißheit gibt, daß alles zur besten Zufriedenheit ausgehen werde. Der göttliche Funke fuhr nicht herab, obzwar ein Pfarrer in der Versammlung zugegen war. Es blieb bei den Bestandteilen gewöhnlicher Empfangsfeierlichkeiten, und man nahm sich nur vor, auf jeden Punkt des Programms so viel Nachdruck zu legen, daß der gute Wille durch alles leuchtend erkennbar war.

„Ich wüßte wohl,“ meinte Madame Bertrand, als sie von den Verlegenheiten der Bürger erfuhr, „womit sie Pauline eine besondere Freude bereiten könnten.“

Und als sie ihr Gatte und der Gouverneur Drouot erwartungsvoll ansahen, fuhr sie mit einem sehr feinen und schalkhaften Lächeln fort: „Man sollte ihr zwölf auserlesene junge Leute in den Weg stellen, prächtige, frische Burschen, die sich sofort in sie verlieben und ihr nicht mehr von der Seite gehen. Glauben Sie nicht, daß ein solcher Empfang Paulette lieber wäre, als eine Begrüßung durch die Behörden?“

„Weiß Gott, was uns die wieder antun werden,“ brummte der Gouverneur, „ich kann nicht daran denken, wie sie Seine Majestät empfangen haben, ohne daß es mir kalt über den Rücken läuft.“

Der Großmarschall Bertrand schlug Drouot leicht auf die Schulter, daß eine kleine Staubwolke in den Sonnenschein aufflog: „Sie sind damals etwas überrascht worden. Sie haben keine Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Diesmal werden Sie es besser machen. Lassen Sie die guten Leute nur, mein lieber Drouot. Seine Majestät wünscht, daß man sie ge-

währen läßt, sie sind rührend in ihrer Unbeholfenheit und Anhänglichkeit. Uebrigens ist die ganze Sache ohne Bedeutung, es kommt doch immer nur auf die Laune der Fürstin an. Wenn sie eine gute Stunde hat, so ist sie imstande, etwas ganz entzückend zu finden, was sie an einem schlimmen Tag nicht genug verdammen kann.“

„Sie wird es hier nicht aushalten,“ sagte Drouot, „nach vierzehn Tagen wird sie genug von Elba haben. Und sie wird uns so lange quälen, bis der Kaiser ihr die Erlaubnis geben wird, sich zu entfernen.“

Nachdem der Gouverneur gegangen war, sagte Bertrand zu seiner Frau: „Was sagen Sie Drouot, Madame? Er ist ein vortrefflicher Artillerieoffizier. Und auch als Gouverneur von Elba konnte der Kaiser keinen besseren Mann bekommen. Aber finden Sie nicht, daß er sich vernachlässigt? Haben Sie bemerkt, als ich ihm auf die Schulter schlug ... sein Rock ist durch eine Woche nicht geputzt worden.“

Ueber das feine Gesicht der Madame Bertrand ging jenes ihr eigentümliche sonnige und kluge Lächeln: „Wir werden ihm die Prinzessin auf den Hals schicken. Sie versteht es, die Männer dahin zu bringen, daß sie ihre Röcke putzen lassen.“

— Der Morgen des ersten November brachte ein ganz unerhört schönes Schauspiel eines Sonnenaufganges. Nach einem wunderlich verworrenen Wolkkampf, der sich über einem stahlgrauen blanken Meer abspielte, kam die Sonne in so schlichter Majestät in die Welt, daß ein glückseliges, erschauerndes Atmen selbst den leblosen Dingen Anteil an der Freudigkeit dieses Tages gab.

Dann kräuselte sich das stählerne Grau. Es zitterte in unzähligen Sonnenkringeln, und unter einem zunehmenden Wind liefen die kleinen, weißen Wellenkatten der Insel zu.

Gegen Mittag kam das Schiff mit der Fürstin Borghese in den Hafen von Porto Ferrajo. Coronel begrüßte mit den Geschützen seines Forts il Falcone das Stück Paris, das da auf Elba landen wollte. Er sandte mit jedem Schuß einen Seufzer hinüber. O Paris! O Hotel Royal! O ihr Frauen von Paris! O ihr kleinen Füße! O ihr schlanken Hände! O, die Anmut eurer Bewegungen! O, das feine Spiel eures Geistes! O, das Rauschen eurer Dessous! ...

Von der Bastion la Stella über der Stadt wechselten die bellenden Stimmen der Feldgeschütze mit den tiefen Brummtönen der dicken Festungskanonnen von il Falcone. Da oben aber kommandierte der Hauptmann Lamaurette. Und der dachte nicht an Paris, sondern überschlug im Geiste die Ausgaben für die heutigen Markteinkäufe und kam dabei dahinter, daß ihn die Butterbäuerin um sechs Sous betrogen hatte. Und wenn er nicht im Dienste gewesen wäre, so wäre er augenblicks davongelaufen, um die Bäuerin noch zu suchen, und für die sechs Sous wieder abzunehmen.

Dann begannen die Glocken zu läuten. Die Buben zogen aus Leibeskräften an den Stricken, und als die dröhnenden Ruferinnen recht im Schwunge waren, ließen sie sich beim Fenster hinausfliegen und warfen bei jedem Flug einen Blick auf das Gewimmel unten im Hafen.

Auf den Steinquadern der Kais baugten die Spitzen der Behörden der hohen Frau entgegen. Der Maire hatte seine Kollegen von Porto Longone und von Rio zur Seite, und sie schienen dazu da zu sein, um ihn im Gebet um einen guten Ausgang zu unterstützen, wie Aron und Hur dem Moses beigeseilt waren. Auch in ihrer Kleidung erinnerten sie einigermaßen an das alte Testament. Sie hatten die historische Amtstracht angelegt, die irgendeinem

ihrer Vorgänger von irgendeinem Fürsten aus besonderen Anlaß verliehen worden war. Das war damals eine sehr würdevolle Zeit gewesen, in der sich das Ansehen und die innere Bedeutung auch schon äußerlich ausgedrückt hatten. Heute war das anders. Die drei Maires sahen mit ergebenen Blicken nach links, wo der Kaiser mit Bertrand und Drouot und seinen Adjutanten stand.

Sie fühlten sich durch den Vergleich des Prunkes ihrer Samtmäntel und Perücken und Goldketten mit seiner unscheinbaren Uniform gedrückt.

Hinter den drei Maires standen die Schlachtreihen der Gemeindevertreter, der Behörden und der Geistlichkeit, alle mit so viel Insignien und so viel Würde ausgerüstet, als sie für diesen Tag aufzutreiben vermochten.

Seit dem Empfang des Kaisers hatte die Sonne von Elba nicht mehr so viel Glanz an diesem Gestade beisammen gesehen.

Auf einer kleinen Tribüne hatte man den Damen von Porto Ferrajo ihre Plätze angewiesen. Unter einem Thronhimmel saß Madame Mère und fächelte sich mit einem langstieligen Fächer. Madame Bertrand leistete ihr Gesellschaft und unterhielt sich eifrig mit ihr, während auf der anderen Seite die Frau Bürgermeisterin, kerzengerade aufgerichtet, dasaß und, ohne ein Wort zu sprechen, aus großen Glasaugen über die Menge hinblickte. Sie fühlte sich hier in der unmittelbaren Nähe der Mutter des Kaisers höchst unglücklich und wäre beinahe noch lieber mit ihrer Schwiegermutter beisammen gewesen, bei der es ja auch nicht gemütlich, aber doch nicht ganz so unheimlich war, wie hier. Ohne ihren Gatten kam sich die brave Frau wie ein Schatten vor, sie hatte keinen Boden unter sich, sie fühlte sich den Ereignissen nicht gewachsen. Und sie hatte nicht früher ein wenig Zuversicht, bevor sie nicht ganz vorn im Getümmel die Perücke ihres Gatten entdeckt hatte. Nun starrte sie unverwandt auf den Lockenwirbel und bekam Schmerzen in den Augen, aus Angst, den Pol ihres Daseins wieder zu verlieren.

Vor der Tribüne der Damen stand die Nationalgarde, unter dem Befehl des Bäckermeisters Capi. Der Hauptmann warf bedeutsame Blicke zu seiner Frau hinauf, die in der ersten Reihe hinter Madame Mère saß.

Eine Abteilung Garderegrenadiere, die stattlichsten Leute aus den Kompagnien Hureaus und Balinskis, säumte den Weg vom Hafen bis zum Marktplatz. Balinski hatte den Befehl. Die ganze Nacht hatte er mit Mallets Unterstützung eine Schlacht gegen den Wein von Marciana geliefert und war kurz vor dem Ausrücken heimgekommen, um sich zu waschen und umzuziehen. Jetzt saß er auf seinem Pferde, machte ein ungeheuer martialisches Gesicht und schlief.

Ein Boot stieß vom Kai ab und fuhr dem Schiff entgegen. An seinem Achter flatterten die drei goldenen Bienen im weißen Feld. Man sah das Boot draußen anlegen und drei Offiziere die Schiffstreppe hinanklettern.

Die Geschütze schwiegen und die Glocken schienen langsamer und müder zu läuten. Alles hielt den Atem an.

Der Maire von Rio hatte ein Stück Papier aus dem weiten Ärmel seines Staatskleides gezogen und überhörte Herrn Giovanni Tromboni seine Begrüßungsrede. „Bei Gott, es wird daneben gehen“, sagte der Notar Balliani angstvoll zum Pfarrer, „hören Sie nur, wie er stottert“.

Jetzt wehten helle Frauenkleider die Schiffstreppe hinab. Dann funkelten drei Uniformen hinterdrein, und das Boot machte sich von der Brigg los.

Im Augenblick, in dem die Fürstin den Kai be-

trat, brüllten die Geschütze noch einmal los, und die Glocken machten ein frohlockendes Getöse über der Stadt und dem Hafen.

Die Truppen präsentierten, die Musikbanda, die hinter dem Häuschen der Zollwache im Hinterhalt lag, brach mit drei Baßgeigen, zwei Violinen und einer Trompete hervor, ein Gekräusel und Geflatter von Tüchern und Fahnen säumte den ganzen Hafen ein, der Bürgermeister machte drei Schritte vor und begann eine Rede, die im allgemeinen Lärm dahinschwamm, wie ein welkes Blatt auf einem Bergstrom.

Und ihre kaiserliche Hoheit, die Prinzessin Pauline, Gattin des Fürsten Borghese, lächelte.

Balinski erwachte über dem Getöse auf seinem Pferde, zog seinen Degen und salutierte.

Da erhob sich hinter der Fürstin, die so tat, als höre sie Herrn Giovanni Tromboni aufmerksam zu, ein seltsames Gebäude. Es war der Baldachin, der eigens für diesen festlichen Empfang hergestellt worden war, die ingeniose Erfindung der Frau Bäckermeisterin Capi, die sich mit diesem Einfall würdig erwiesen hatte, die Gattin des Hauptmanns der Nationalgarde von Elba zu sein. Der Herr Pfarrer hatte ein altes Meßgewand, in das ihm die Motten gekommen waren, beigesteuert, und die Damen der Gemeindevertretung hatten alle Schubladen nach verwendbaren Schleifen durchgewühlt, um aus dem Baldachin ein rechtes Prunkstück zu machen.

Die Fürstin sah sich auf einmal von vier Gemeindedienern in roten Röcken umstellt, die Stangen in den Händen trugen, und zugleich zog es rabenschwarz über ihrem Kopf daher, als verfinsterte sich für sie plötzlich die Sonne. Und dabei knisterte und knasterte es über ihr, das waren die Kränze aus Goldpapier, mit denen der Baldachin an allen vier Seiten besteckt war.

Und ihre kaiserliche Hoheit, die Prinzessin Pauline, lächelte — und lächelte sich in die Herzen von zweitausend Elbanern, Franzosen, Deutschen Polen und Italienern hinein.

Im selben Augenblick aber erschrak Frau Cornelia Tromboni auf das heftigste, denn die Perücke ihres Gatten, der Pol ihrer Sicherheit, verschwand hinter dem Baldachin, im gleichen Augenblick, in dem sich Madame Mère mit einer Frage an sie wandte. Dieses gleichzeitige Eintreffen dieser beiden Ereignisse nahm ihr allen Halt. Ihre Augen traten vor Seelenqual aus dem Kopfe und der Mund öffnete sich mit einem Klaps gegen den dicken Hals, daß eine heftige Wellenbewegung über den wohl bestellten Busen bis zum Gürtel lief.

Madame Mère aber nickte der Frau Bürgermeisterin so freundlich zu, als habe sie ihre Frage tadellos beantwortet und schritt dann von der Tribüne herab, zwischen Ehrenwänden der Nationalgardisten und Garderegrenadiere hindurch, ihrer Tochter entgegen. Auf halbem Weg fand die Begegnung statt. Die beiden Frauen umarmten einander und wechselten Küsse auf Stirn und Wangen, daß sich ringsum ein unterdrücktes Schluchzen der Rührung erhob.

Und während Pauline in den Armen der Mutter lag, flüsterte sie ihr ins Ohr: „Mama . . . Mama . . . das halte ich nicht aus. Ich werde krank vor Lachen. Was für verrückte Hühner das sind . . . ich kann nicht mehr! Du wirst sehen, ich sterbe noch daran . . .“

Und Madame Mère flüsterte zurück: „Benimm Dich anständig . . . sonst bekommst Du es mit ihm zu tun!“

Dann lösten sie die Umarmung und die Fürstin tat unter ihrem Baldachin, inmitten der rotrockigen Gemeindediener, noch ein paar Schritte bis vor



die Gruppe von Offizieren, die den Kaiser halbmond-förmig umstand. Pauline machte ihren allerbesten Hofknix, so tief und vollendet, als stände sie nicht auf dem Hafenspflaster von Porto Ferrajo, sondern auf dem Parkett von Fontainebleau; dann ergriff sie die dargereichte Hand des Bruders und drückte einen langen Kuß darauf.

Da brach es ringsum los, ein Geprassel von Hochrufen auf den Kaiser und die Fürstin und Madame Mére, ein Wirbel von Stimmen . . .

„Ganz unbezahlt,“ sagte der Gouverneur Drouot zu Bertrand, „wenn das der dicke Ludwig in Paris so hätte . . .!“

Pauline sah lächelnd und Dank winkend umher. Und während dieses lächelnden Umhersehens wurde sie eines Kindergesichts unter einer Grenadiermütze gewahr, auf dem ein maßloses Entzücken stand. Die Augen in diesem Gesicht starrten sie so redlich und begeistert an, daß sie den Blick als Blüte der ganzen Huldigung in sich trank. Und sie gab ihm einen sekundenlangen Blitz zur Antwort, in der freundlichen Aufwallung einer Zuneigung, die sie im nächsten Moment wieder vergaß. Thomas von Kiennast aber, der Grenadier mit dem Kindergesicht, war in seiner Seele wie von einem Wirbelwind erfaßt. Es prasselte und brach in ihm alles dürre Zeug hinweg, alle Bedenken und Verdrießlichkeiten, daß alles Grüne und Gesunde sich befreit streckte und reckte. Zuerst wollte er sein Gewehr hinwerfen und seinen Nebenmann umarmen. Aber er besann sich, daß diese Art, unter den Augen des Kaisers aufzufallen, nicht geeignet sein dürfte, ihn dem Marschallstab näher zu bringen.

Da strafften sich seine Muskeln noch einmal so stark und er zog das Gewehr so stramm an sich und stand so kerzengerade, daß er als Musterbild militärischer Tüchtigkeit hätte auffallen müssen, wenn jemand Zeit gefunden hätte, den Gardegrenadier Thomas von Kiennast zu bemerken.

Als Seine Majestät mit der Fürstin und Madame Mére die steilen Hafenstraßen zum Marktplatz emporgestiegen war, kommandierte Balinski: „Abtreten!“ und steckte den Degen ein. Die kaiserlichen Soldaten und die Nationalgardisten stürzten nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Nur Thomas blieb noch immer auf seinem Platz stehen und hielt das Gewehr stramm angezogen.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter: „Wie geht's, kleiner Soldat?“ Es war Herr Spagliari, der Besitzer des Hotels „Viktoria“, voll Würde und Huld, von milder Herablassung übergossen, ohne Anspruch auf die Ueberlegenheit, die ihm als Sergeanten über den Gemeinen zukam. „Setzen Sie ab!“ sagte er gnädig, als ob er annähme, daß Thomas aus lauter Respekt vor ihm noch so stramm dasfehe.

Thomas ließ langsam sein Gewehr sinken.

„Donnerwetter, das war doch famos, nicht?“ sagte der Gastwirt, „sagen Sie, war etwas daran aussetzen? Man hätte der Fürstin in Mailand und in Paris keinen schöneren Empfang bereiten können. Nicht wahr? Seine Majestät war auch sehr zufrieden.“

Als Thomas noch immer schwieg, sah der Sergeant diese Verweigerung der Zustimmung als eine Herausforderung an.

„Die Gräfin Rohan läßt Sie grüßen,“ sagte er ärgerlich, „Sie wohnt noch immer bei mir und hat nächstens Audienz beim Kaiser.“ Die Gräfin hatte ihm keinen Gruß aufgetragen, aber dieser alberne Grenadier sollte nur wissen, wie turmhoch über ihm Herr Spagliari stand, als Beherberger so vornehmer Gäste.

Viertes Kapitel.

Wenn man Thomas von Kiennast zu Lebzeiten des seligen Herrn Gubernialrates gesagt hätte, er würde einmal im Schweiß seines Angesichts Straßen bauen, so hätte er betrübliche Schlüsse auf den Geisteszustand des Propheten gezogen.

Nun aber hatte ihm das Leben Spaten und Schaufel in die Hand gedrückt und ihm das Tragband der schweren Karren um die Schultern gelegt, auf daß er seinen Anteil an den Verbesserungsarbeiten habe, mit denen der Kaiser seine Insel beglückte.

Thomas von Kiennast murrte nicht. Er schaufelte und karrte, daß seine Knochen krachten und er abends hundemüde auf dem Strohsack in den Baracken zusammensank. Seine Kompagnie war zur Arbeit an der neuen Straße kommandiert, die der Kaiser über die Höhe der Insel hinwegführen wollte und die mit einer Abzweigung nach den Eisen-grüben von Rio herüberlangte. Diese Eisen-grüben sollten endlich einmal nach allen Regeln ausgenutzt werden, um den Wohlstand Elbas und vor allem den der kaiserlichen Kassen zu heben, über die selbst der gaskognische Leichtsinns Pegrusses nur kopfschüttelnd zu berichten vermochte.

Der Sergeant Marmotte saß unter einem Olivenbaum, hatte einen Grashalm zwischen die Daumen gespannt und piff darauf ungemein liebevoll und eindringlich. Vor ihm gruben sie eine Böschung ab und führten die Erde ein Stückchen bergabwärts, wo eine Grube auszufüllen war. Es war sehr angenehm, zuzuschauen, wie sich die anderen plagten. Bisweilen warf der Sergeant einen Blick den Berg hinan, wo der Kapitän Hureau mit zwei Mann, die ihm seine Vermessungsinstrumente trugen, durch die Büsche kroch. Solange der da oben war, konnte man sich hier unten gehen lassen.

Einer der Grenadiere richtete sich auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und trat vor Marmotte hin: „Donnerwetter, Sergeant,“ sagte er, „wir haben Durst.“

Marmotte unterbrach sich in seiner Grillenmusik. „Hast Du Lust, drei Tage lang Strafexerzieren zu bekommen, mein Sohn?“

„Ach was! Hureau ist nicht wie Balinski.“

„Mag sein. Aber man soll nicht begehren seines Nächsten Gut.“

„Wir wollen ja nicht gleich wieder einen ganzen Weinkeller ausleeren. Aber, zum Teufel, einen Krug Wein oder zwei, Sergeant . . . vielleicht läßt Thomas mit sich reden!“

„Du kannst es ja versuchen.“

Thomas war die Zuflucht der Kameraden in den Nöten ihrer Kehlen. Er ließ mit sich reden und eine Weile später lief einer der Grenadiere mit einem Krug nach dem Dorf, das sich da unten sonnte.

Ein Stückchen weiter, bei den Leuten, die in einem kleinen Steinbruch Schotter schlugen, entstand ein Gelächter und Lärmen. Marmotte erhob sich träge und ging langsam, seinen Grashalm zwischen den Zähnen, hinüber.

„Was habt Ihr da?“ fragte er.

„Einen Narren . . . er sagt, er will den Kaiser von Elba hinwegführen . . .“

Inmitten der grinsenden Soldaten stand ein alter Mann, dem das lange weiße Haar in schlichten Strähnen auf die Schultern hing, daß man ihm schon beim bloßen Anschauen glauben möchte, er wisse mehr als ein anderer. Es war der alte Miramonte, der Schwiegervater Ballianis, der sonst in dem kleinen Gartenhäuschen des Notars saß oder im Garten herumging und nur manchmal ausrückte, wenn der Geist über ihn kam. Dann streifte er tagelang auf der Insel umher, übernachtete im

Freien oder bei Bauern, die ihm gern Aufnahme gewährten, weil sie eine ehrfürchtige Scheu vor seinem seltsamen Wesen hatten. Dem Notar Baliani waren diese Ausflüge seines Schwiegervaters nicht zweimal lieb; denn er war ein Mann der Ordnung und hielt etwas darauf, daß man dem Volk keinen Anlaß zum Gerede gab.

Nun stand der alte Miramonte im Steinbruch und hielt eine Ansprache an die Soldaten: „Wer hat da gesagt, daß ich den Kaiser von Elba hinwegführen will? Ja — es ist wahr. Aber nicht Eueren Kaiser will ich hinwegführen, den Mann da, den Ihr uns als Napoleon auf die Insel gebracht habt. Dieser Mann geht mich nichts an, er kann bleiben wo er will, ich werde für ihn keine Hand rühren; denn er ist ja nicht der Kaiser Napoleon, sondern ein Schauspieler, den Ihr uns hierhergesetzt habt und der seine Rolle spielen muß. Was soll ich mit diesem Mann beginnen; er ist nicht Euer Kaiser und nicht mein Kaiser!“

„Trink, Kamerad,“ sagte einer der Soldaten, indem er dem Alten ein Blechgefäß hinhielt, „trink, mach einen tüchtigen Schluck, sonst kriegst Du die Kehle trocken und die Zunge fällt Dir heraus.“

Als er die Kanne angesetzt, brach ein brüllendes Gelächter los, so ein richtiges Soldatenlachen von der bestgemeinten Bosheit und einer wurzelechten Schadenfreude. Denn in der Kanne war nichts anderes drin als Schmieröl, wie man es zum Betreiben der großen Steinbohrer brauchte. Aber dem alten Miramonte wurde das Schmieröl vom Feuer seiner Begeisterung zu einem wahren Göttertrank geläutert. Er machte einen langen Zug und fuhr unbeirrt fort: „Der wahre Kaiser, der meine und der Euere, ist gar nicht hier. Der wirkliche Napoleon hält sich versteckt. Er ist ganz anderswo. Das Versteck weiß nur die Kaiserin Maria Luise und ich. Ich werde ihn schon holen, wenn es an der Zeit ist. Aber dieser Mann da ist auf der Fahrt nach Elba für den wirklichen Kaiser eingetauscht worden. Wie dann das Volk gegen ihn getobt hat, hat er zu weinen angefangen. Das war in La Calade. Hätte das der große Napoleon getan? Und er hat eine österreichische Uniform angezogen, um nicht erkannt zu werden . . . so benimmt sich ein Schauspieler in einem Zauberstück . . .“

Neben Marmotte drückte ein bretagnischer Hackklotz von einem Menschen seine rechte Schulter vor: „Ich muß doch sehen, wie viel Zähne das alte Lästermaul noch hat“, brummte er.

Aber ein Rekrut aus Porto Ferrajo hielt ihn zurück: „Laß ihn doch, Robert, was willst Du von ihm? Der Mann weiß nicht, was er redet. Unsere Bauern halten ihn für einen Heiligen. Wenn Du ihm etwas tust, so hast Du morgen ein Messer zwischen den Rippen.“

Miramonte schwang die Hände und schrie über die Versammlung hin: „Der wahre Kaiser wird kommen, wenn seine Zeit da ist und wird seinen Siegeszug von Elba antreten. Wir werden ein großes Schiff bauen und werden die ganze Insel nach Frankreich ziehen, in einer Nacht, so daß die Engländer nichts wissen werden . . .“

Marmotte verließ den Kreis; er zog es vor, unter seinem Olivenbaum zu sitzen. Hier kam doch nichts Vernünftiges heraus.

„Sergeant,“ fragte Thomas, der neben ihm dahinging, „ist das wahr, das mit La Calade und der österreichischen Uniform . . . ist das wahr?“

Marmotte biß ein Stück von seinem Grashalm ab und spuckte aus: „Was weiß ich? . . . und was geht's Dich an? . . . kümmere Dich um Deine Angelegenheiten.“

Aber da geschah es zum erstenmal, daß der Glanz

um den Kaiser zusammenzuckte und dann schwächer schien.

Inzwischen war der Soldat aus dem Dorf zurückgekommen, mit seinem Krug roten Weins, in dem alle Gluten des Sommers duftend aufbewahrt schienen. Es roch aus ihm wie aus den Pforten des Paradieses, und der Sergeant säumte nicht, sich mit Andacht in den Wein zu versenken. Nach einem langen Zug setzte er ab und wischte die feuchten Schnurrbarthaare mit dem Handrücken von den Lippen. „Holla!“ sagte er, „da kommt ein Wagen den Berg herauf.“

„Ich sehe eine Uniform,“ setzte einer der Soldaten hinzu.

„Und ein Frauenzimmer ist auch dabei.“

„Die müssen die neue Straße gleich ausprobieren.“

„Während der Krug seine Runde weitermachte, beschattete der Sergeant seine Augen mit der Hand. Dann wandte er sich mit einem Ruck um: „Himmeldonnerwetter, weg mit dem Krug . . . weg damit, sag' ich Euch . . . an die Arbeit . . . es ist Drouot, der da im Wagen kommt. Vorwärts, Ihr Tagediebe, zeigt, was Ihr könnt.“

Einen Augenblick später stand der Krug wohlgeborgen in einem stacheligen Gebüsch und die Schaufeln und Spaten klirrten, die Schubkarren ächzten und knarrten und Stahl und Stein klangen zusammen.

Neben Drouot, der in glänzender und staubfreier Uniform im Wagen saß, lehnte Prinzessin Paulette. Sie trug ein ganz leichtes, weißes Seidenkleid, das nur am Saum und Halz mit phantastischen Ranken in Rot verziert, und das mit einem rosigen Stoff unterfüttert war, so daß man glauben konnte, man esse einen zarten Schimmer blühenden Fleisches. Drouot war nach dem Urteil seines Kaisers der beste Artillerieoffizier Europas, aber von Toilettenkünsten verstand er soviel wie nichts. Er glaubte Paulette die Pikanterie ihres Kleides und wagte nicht hinzusehen. Darum saß er stocksteif und bocksledern neben ihr, wie eine der Statuen im Louvre, die Napoleon aus Aegypten mitgebracht hatte.

„Ich habe eine schlechte Nacht gehabt, General,“ sagte die Prinzessin und stützte sich auf, daß die breiten Brabanter Spitzen zurückfielen und ein Wunder von einem Arm hervorkam. „Ich schlafe auf Elba nicht gut. Was glauben Sie wohl, welchem Umstand ich dies zuschreiben soll? Ich bin nicht gesund. Meine Krankheit macht Fortschritte, und alle Bäder haben da nichts geholfen. Ich esse gern, daß ich krank bin und muß dann dafür büßen. Sehen Sie mich doch an, General, ich glaube, daß ich heute ganz angegriffen aussähe.“

Da war nun nichts zu machen. Zögernd wandte der General den Kopf. Und da glitzerte schon ein Lächeln um ihn, daß es ihm war, als blicke er auf die spiegelnde See. Erst nach einer Weile sah er einen duftigen blauen Hauch unter den strahlenden Augen: „Hoheit sollten ein Schlafpulver nehmen“, sagte er, indem er sich bemühte, etwas Passendes zu sagen.

„Ach General“, lachte Paulette, „das ist ein Mittel für alte Weiber. Ich glaube, wenn ich mich bei Tage weniger langweilte, könnte ich bei Nacht besser schlafen.“

„Es ist möglich“, murmelte der General bestürzt.

„Und was für eine hübsche Straße das ist,“ fuhr die Prinzessin in einem Atem fort, „auf der Höhe dort oben wird man eine sehr schöne Aussicht haben. Man muß sagen, der Kaiser versteht es, Straßen zu bauen. Wir wollen ein wenig halten lassen und den Leuten zusehen.“

Die Soldaten hatten ihre Arbeit unterbrochen

und standen zu beiden Seiten der Straße aufgereiht. Die Prinzessin sah mit ihrem anmutigsten Lächeln von einem zum andern. Da war ein Kindergesicht, voll und rund, gerötet von dem Eifer der Arbeit und der Luft. Diesen innigen, bewundernden Blick, in dem eine grenzenlose Ergebung war, kannte Pauline schon. Woher denn nur? Es war ihr eine Schmeichelei. Sie fühlte ihn wohligh auf ihrer verwöhnten und empfänglichen Haut. Plötzlich entsann sie sich: die Perücken der würdigen Herren, der Baldachin . . . die präsentierende Garde . . .

„Ich habe Lust, ein wenig auf den Hängen herumzulaufen,“ sagte sie, „glauben Sie nicht General, daß es mir gut tun wird? Vielleicht sitze ich zu viel, ich sollte einfach mehr Bewegung machen, nicht wahr? Das ist das Ganze. Meine Krankheit ist ein wenig träges Blut. Ich werde es durcheinander bringen, wir wollen doch sehen, ob ich noch jung genug dazu bin. Kommen Sie, General.“

Dieser tückische Wildfang! Sie tat, als habe sie gar nicht bemerkt oder schon vergessen, daß der General den rechten Fuß in einem Filzschuh stecken hatte. Da hatte ihm gestern ein Artillerist aus Bayonne — von daher kamen doch wirklich immer die dümmsten Kerle — eine Lafette so unsanft auf die Zehen gesetzt, daß er heute kaum zu stehen, geschweige denn auf steinigem Abhängen zu klettern vermöchte. Oh, war denn dieser Tag, der so schön und verheißungsvoll begonnen hatte, dazu bestimmt, ihm auf seiner Höhe allerlei Schabernack zu spielen.

Drouot san sich um, die Straße hinab, die sie eben gefahren waren, als könne ihm von dort unten Verstärkung kommen. Dann rieb er sein rechtes Knie, in dem ihm in diesem Augenblick der Sitz des Schmerzes schien, und sagte leise und mit dem Ausdruck eines sanften Vorwurfes: „Oh, kaiserliche Hoheit, ich habe unterlassen, Ihnen zu sagen, daß mir gestern ein Esel, den der Teufel dafür in der Luft fressen soll, ein Stück Kanone auf den Fuß geworfen hat . . .“

Indessen war die Prinzessin aus dem Wagen gesprungen und stand auf der Straße mit einer Miene, die besagte, daß sie nun nichts und niemand vermögen werde, sobald wieder in den Rumpelkasten zu klettern. Zuerst tat sie sehr erstaunt und öffnete ihr Mäulehen zu einer allerliebsten Rundung, daß man hätte meinen mögen, an ihr müsse der Kuß erfunden worden sein, dann sagte sie schmolend: „Das tut mir leid, General. Aber dann müssen Sie eben sehen, wie Sie eine Stunde ohne mich auskommen. Warten Sie ein wenig hier . . . auf meinen Spaziergang will ich wegen Ihrer zerquetschten Zehen nicht verzichten. Oh . . . es ist sehr ungalant von Ihnen, sich von Ihren Soldaten massakrieren zu lassen, wenn ich mich von Ihnen über die Berge führen lassen will. Ich muß mich nach einem anderen Führer umsehen.“

Ihr Blick ging, wie suchend, die Reihe rechts am Straßenrand entlang, obzwar sie längst ihre Wahl getroffen hatte. „Sie da,“ sagte sie, „Sie werden mich führen . . . ein Stückchen den Berg hinan.“

Ein rundes Kindergesicht stand in Flammen.

Wenn sich über Thomas von Kiennast plötzlich der Himmel geöffnet hätte und eine Taube hätte einen Oelzweig auf sein Haupt fallen lassen und zugleich hätte ihn eine Stimme aus den Wolken zum Kaiser von Jerusalem, Brasilien und der Mongolei ernannt, so hätte er kaum erstaunter sein können. In seiner selbstgewollten Erniedrigung hatte ihn die Gnadenwahl getroffen; ihn, den Unwürdigen, den Belanglosen, den Dunkeln hatte die Helle erwählt.

Aber er war zu gut in seiner deutschen Gewissen-

haftigkeit verankert, um nicht einen Einwand zu machen: „Kaiserliche Hoheit,“ sagte er fest, „werden mir vergeben, wenn ich bemerke, daß ich hier fremd bin und die Gegend nicht kenne.“

Paulette schnitt ihm das Wort ab. „Machen Sie keine Umstände, mein Herr. Ein napoleonischer Soldat ist nirgends auf der ganzen Erde fremd. Ein napoleonischer Soldat muß sich überall zurecht finden. Vorwärts!“ Und damit übersprang die Prinzessin den Grabenrand und begann sogleich zwischen den Felsblöcken und dem dornigen Gestrüpp bergan zu klettern.

General Drouot aber blieb im Wagen sitzen, mit einem zerquetschten Fuß und einem nicht weniger zerquetschten Herzen.

Pauline lief so rasch den Abhang hinan, daß Thomas Mühe hatte, ihr zu folgen. Die Fürstin war der Bewegung so wenig gewohnt, daß sie gar kein Maß für ihre Schnelligkeit hatte. Nach einer Weile wandte sie sich um und deutete auf die weiße Straße unten und das Gewimmel der winzigen Figürlein mit dem putzigen Gefährt dazwischen.

Sie war ganz atemlos, lachte und hustete durcheinander: „Sehen Sie, wie hoch wir schon sind? . . . wie schnell wir denen davongelaufen sind! Ist es nicht schön, hier oben?“

Thomas sagte nichts. Er fühlte nur allen Glanz der Welt in sich. Er sah mit Erstaunen an sich herab und wunderte sich über die Grenadieruniform an seinem Erdenleib. In diesem Augenblick erschien ihm sein ganzes Leben nur wie eine Vorbereitung auf diese Stunde.

„Kommen Sie weiter,“ rief ihm Paulette zu, die schon wieder ein Stück voran war, „wir müssen noch höher kommen, Donnerwetter noch einmal.“

Diese Fürstin, die Schwester des Kaisers, war nichts als ein wildes, entzückendes Mädel, das über die Steine sprang und die Röcke wehen ließ, und dem der Korporalsfluch ganz vorrefflich paßte.

Aber diesmal ging es nicht lange im gleichen Bergziegegehapse. Nach ein paar hundert Schritten war's aus. Sie blieb stehen, hochroten Gesichts, jede Rundung ihres Körpers war in wellender Bewegung. „Ich kann nicht mehr,“ keuchte sie, „geben Sie mir Ihren Arm.“

Nun gingen sie langsam weiter: „Es ist sehr schlecht für den armen General, daß er einen zerquetschten Fuß hat,“ lachte sie, „sehen Sie nur . . . da unten . . . das winzige Häufchen Unglück. Warum reden Sie denn nicht, mein Herr?“

Ach du lieber Gott, sie hätte von Thomas ebensogut verlangen können, er solle angesichts der sämtlichen himmlischen Heerscharen und der ganzen Glorie der Dreifaltigkeit den Mund auftun und seine winzige Persönlichkeit in den Vordergrund schieben. So war er zu gleicher Zeit erhoben und versenkt, entfesselt und gebunden, überquellend an Gefühl und unfähig, ein Wörtlein zu sprechen.

„Sie werden doch wenigstens Ihren Namen wissen!“ sagte die Prinzessin Uebermut. Und als er seinen Namen genannt hatte, sah sie überrascht auf. „Das klingt ja wie deutscher Adel,“ staunte sie.

„Ist es auch,“ sagte Thomas, dem jetzt endlich der Mund entsiegelt war, „von Vaters Seite her. Meine Mama aber stammt aus einem alten Emigrantengeschlecht, noch aus der Hugenottenzeit . . . Rochefort, ich bin Franzose . . .“

„Zum Teufel noch mal,“ sagte Paulette, „warum sind Sie denn in diesem schmierigen Kittel gefahren?“

„Weil man mir keine Offiziersuniform gegeben hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Sketch.

Von Kurt Münzer, Wien.

„Elender,“ flüsterte sie. „Elender!“ schrie sie gellend. „Elender —“ wimmerte sie, und ein herzzerreißender Schmerz furchte ihr Gesicht. „Und dennoch,“ hauchte sie, „liebe ich Dich, liebe ich Dich —“ Ihr Antlitz verklärte sich, glänzte auf in Zärtlichkeit, ihr Kopf bog sich zurück, erstrahlend in einem inneren Licht. Ihre Augen feuchteten sich, ihre Lippen gingen sehnsüchtig auseinander.

Sio stand vor dem Spiegel und starrte sich ins eigene Gesicht, verfolgte mit lüsterner Neugier die Verwandlung ihrer Züge. Lieberverklärt sah sie sich an, küßte ihr Spiegelbild, dann ihre eigenen Arme, wurde plötzlich ernst. Ja, sie saß, die große Soloszene! Welcher Triumph erwartete sie! Sie war schon im Kostüm des ersten Bildes: Kasino von Nizza. Große Abendtoilette, direkt vom ersten Pariser Schneider, schwerer Silberbrokat unter weisser Spitze, ceriserote Atlasschleppe, königsblaue Reiher im gelben Haar, den Busen im viereckigen Ausschnitt, bedeckt von dem persischen Halschmuck, dem Geschenk des Schahs: eine Erinnerung an ihre glänzendste Zeit. Jetzt war sie vierzig. Wie sio sagte! Es gab keine Männer mehr, die sich für sie ruinierten. Seit sie vor einem Jahr der junge Amerikaner um einer russischen Tänzerin willen verlassen hatte, hatte sie neben den notwendigen Anbetern, Freunden, gelegentlichen Liebhabern aus Geschäftsrücksichten keinen bevorzugten Freund mehr gehabt, der ihr einen Block unterschriebener und unausgefüllter Schecks zur Verfügung gestellt hätte. Ihre Finanzen bedurften dringend der Aufbesserung, Schulden bedrängten sie — sio hatte sich nie auf Sparen und Haushalten verstanden. Mit Mühe hatte sie endlich einen dreimonatigen Urlaub vom Theater sich erwirkt und ging auf Gastspiele am Variété. Mit einem Sketch. Eine grandiose Rolle. Keine Situation, kein Gefühl fehlte: Glanz und Not, Kasino und Kaschemme, Liebe und Haß, Gefahr und Tod, Herzensgröße und Gemeinheit. Doktor Bill Rück hatte ihn ihr geschrieben, der junge Dichter, als Student schon bekannt geworden durch eine Kellner-Tragödie. Seine Jugend war der reifen Frau verfallen.

Sio zog ihre Schleppe über den Teppich. Wo war ihr Chinchilla-Mantel? Wo war Benedikta, die Zofe? Ja, sie erinnerte sich, sie hatte sie vorhin mit den Hunden auf die Straße geschickt; die waren von der Eisenbahnfahrt noch ganz verstört. Nun, sie hatte noch eine volle Stunde Zeit. Ihrem Zweiakter gingen sechs Nummern voran. Vor halb zehn Uhr begann er nicht. Sie brauchte um nichts weiter zu sorgen. Ihr Ensemble, mit dem sie reiste, war da, die Dekorationen lagerten seit einer Woche hier. Sie war ihr eigener Impresario. Sie war geschäftstüchtig! Das hatte sie vom Vater, der in einem Winkel von Brünn Geld an Offiziere verliehen hatte. Kam von daher, von dieser frühzeitigen Gewöhnung ans Militär, ihre Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegenüber zweierlei Tuch?

Sio glitt vor dem Spiegel in einen Sessel. Sie war ganz ruhig. Keine Spur von Lampenfieber. Und doch war es ihr Debut am Variété. Aber mußte sio nicht gefallen? Wie blühte ihr Leib, strahlte ihr Gesicht! Ihre Bewegungen waren wohl schon etwas schwer, aber das gab ihnen immer einen Schuß von Wollust, von orientalischer Ueppigkeit, odaliskenhafter Müdigkeit. Hatte sie auch nicht mehr alle Reize für Männer, so war sie doch unwiderstehlich, so wie sie da lag, für Jünglinge und Greise. Und von diesen beiden Altern ist immer noch am meisten

zu holen. Welche Abenteuer erwarteten sie in dieser Stadt?

Es schlug halb neun. Wo blieb Benedikta? „Chung!“ rief sie. „Chang!“ Die chinesischen Hündchen meldeten sich nicht. Sie zündete sich eine Zigarette an, mit Rosenöl getränkt, des Atems wegen.

Es war doch wohl besser, daß sie darauf bestanden hatte, Bill Rück nicht mitzunehmen. Wie hatte er gebettelt, mitreisen zu dürfen! Drei Monate ohne sie? Unerträgliche Vorstellung. Sie lachte laut auf in Gedanken an ihn. Nein, sie mußte allein sein: er vertrieb ihr nur ihre Liebhaber. Sein drohendes Gesicht mußte alle abschrecken, die sich ihr näherten. Es sah aus, als wäre ihre Eroberung nicht nur schwer — das war ohnehin der übliche Kniff —, sondern auch gefährlich. Wie die leibhaftige Duellforderung stand Bill Rück seit Monaten immer neben ihr. Will man seiner Maitresse auch sein Vermögen, so will man ihr doch nie sein Leben opfern! Sie mußte ihn abschaffen, um keinen Zerberus an ihrer Tür zu haben, wenn der Prinz, der Bankier, der Defraudant kam. Geld sollten sie lassen, nicht das Leben. Sie hatte keine Zeit fürs Ideale, sie stand im Realen, sie mußte mit Realitäten rechnen. Persönliches Glück war ausgeschaltet; Nimbus, Ruf, Luxus, Gewohnheiten hatten das erste Recht. Ihr Herz, ihre Sehnsucht — das kam zuletzt, kam nie. — War es überhaupt noch da? . . .

„Hilfo!“ wollte sie schreien. Aber sie erstickte den Ruf. Besonnenheit! Im Spiegel hatte sie das Gräßliche gesehen: nebenan, im dunklen Salon, bewegte sich etwas, ein Mensch, ein Mann. Sie hatte den Schimmer eines bleichen Gesichts gesehen, ein Schleichen gehört. Jetzt stand er hinter der Portiere. Unten, wo der Samt auf den Boden stieß, sah sie die Spitze eines Lackstiefels. Wo blieb Benedikta? Ha, sie steckte mit ihm unter einer Decke! Darum blieb sie so lange fort! Alles war verabredet. Hätte sie nur ungesehen zur Klingel gelangen können. Auf was war es abgesehen? Auf ihr Leben, ihren Schmuck? Den trug sie am Leibe. Sie würde ihn mit ihrem Blute verteidigen — oder nein! hergeben, sich entreißen lassen — Himmel, welche Reklamo! Ihr blühte Amerika! Dennoch, sie durfte nichts unversucht lassen. Mut! Sie mußte spielen! Eine große Szene! O Jammer — und kein Publikum! nicht einmal der Souffleur!

Sio trällerte, schon ganz ruhig und überlegend. Trällernd stand sie auf und begann durchs Zimmer zu wandern. Es galt, die Klingel an der verhängnisvollen Tür zu erreichen, auf den Knopf zu drücken, ehe der Mörder es bemerkte. Es war Reklame genug, einen Verbrecher in ihrem Salon zu finden. Das ganze Hotel mußte zusammenströmen! Es mußte sofort an die Redaktionen telephonierte werden! Vielleicht könnte man Extrablätter drucken und sie im Zwischenakt verteilen lassen! Sie trällerte, und trällernd erreichte sie die Tür, trällernd, aufatmend hob sie die Hand zur Glocke — da rauschte der Vorhang, teilte sich, zwei Arme griffen hinaus, umschlangen sie — Sie schrie laut auf, rief: „Alles ist falsch!“ greift sich an den Hals, hielt ihre goldene Kette fest und sank hin . . .

Aber Bill Rück, ihr Dichter, beugte sich über sie. Sie erwachte schnell, er bedeckte sie mit seinen Küssen, flehte um Verzeihung, hob sie auf, stammelte Liebesworte.

„Süße, ich ertrug es nicht. Du bist mein Atem, mein Herzschlag. Ohne Dich leb ich nicht. Laß mich bei Dir. Ich schreibe Dir hundert Rollen, ich gehöre Dir. Schick mich nicht fort!“

„Benedikta!“ sagte sie schwach.

„Ist mit den Hunden unten, ich bestach sie. Ich fürchtete, Du liebest mich nicht zu Dir. Du warst

so streng bei der Abreise. Warum wolltest Du mich nicht mitnehmen? Ist meine Liebe nicht so bescheiden?“

„Und erschreckt mich zu Tode!“ sagte sie böse und sah ihn heftig an. „Schade, schade —“

„Was, Geliebte?“

„Schade — wärest Du doch der Verbrecher gewesen! Ich hatte Dich längst im Salon bemerkt und geglaubt, ein Mörder habe sich eingeschlichen. Ich wollte Kapital daraus schlagen, Reklame —“

„Schade,“ sagte er lächelnd, sie liebkosend, wie ein Kind ihr schöntuend. „Hätte ich das gewußt —“

„Du!“ rief sie lebhaft, plötzlich ganz erholt. „Du, es geht noch! Ich läute, lasse Dich fortführen, Du sträubst Dich — Auflauf! Geschrei! Man bringt Dich zur Polizei. Ich kratze mir den Arm auf, erzähle von Vergewaltigung, empfang die Presse — die Berichte kommen in die Zeitungen — Du gibst Dich auf der Polizei erst morgen zu erkennen —“

Er stand auf. „Scherze nicht so häßlich, so gefühllos. Was bin ich Dir?“

„Bill,“ sagte sie leidenschaftlich, umschlang ihn, zog ihn heiß an sich. „Wenn Du mir hilfst, mir eine Sensation verschaffst — o, wie will ich Dich lieben! Dich nie verlassen! Aber mache, daß in dieser Stadt einen Moment lang, so lange ich auftrete, jedes Kind von mir spricht. Bill, ich habe Liebe bereit für Dich, Liebe, Liebe!“

Er trat zurück, zog einen Revolver aus seinem Ulster und sagte bitter: „Nun, ich brauche mich nur auf Deiner Schwelle zu erschießen. Das war so lange außer Mode, daß es wie das Neueste einschlagen würde.“ Er stand da und wartete, daß sie lachte . . .

Aber sie lachte nicht, sondern sagte voller Ernst: „Nein, Du, so schlimm braucht es nicht gleich zu sein; es genügt, wenn Du Dich ein wenig auschießt, so ein Streifschuß am Arm, ungefährlich, aber viel Blutverlust, ein paar Spritzer auf mein Kleid —“

Er schrie auf. „Um Dich zu töten,“ sagte er zitternd, „lieb' ich Dich doch nicht genug. O Du Böse! Du ohne Herz und Sinn! Du Teufelin! Du Ruhmsüchtige, Entmenschte! Da, sieh her, ich töte mich, denn ich kenne Dich. Ohne Dich kann ich nicht leben, mit Dir möchte ich nie, nie mehr leben! Also —“

Er setzte die Waffe auf seine Brust. In seinem Auge war Irrsinn.

„Nicht da!“ rief sie. „Du zielst aufs Herz! Nur den Arm, die Schulter! Gib her, ich zeige Dir —“

Sie streckte den Arm aus, aber ein Blick traf sie, der sie lähmte. Liebe war darin, die in Verzweiflung glühte, Leidenschaft, die in Verzweiflung schmolz. Und schon wankte er, krachte ein Schuß, stieg ein Wölkchen auf, stand er starr, groß, stumm — ächzte er, drehte sich nur, fiel platt aufs Gesicht, zuckte, seufzte, hob die Hand, war tot . . .

Ein Kellner stürzte herein, Stubenmädchen, Gäste. Die Schauspielerin stand totenblaß da, in ihrer großen Toilette, Blut floß von dem Erschossenen zu ihr, tränkte den Saum ihrer Spitzen.

Rufe gellten, Schreie, neue Menschen kamen, andere eilten fort. Da waren die Hunde, sie rochen am Blut, heulten laut, da war Benedikta.

„Wie spät?“ rief die Schauspielerin.

Der Wagen wartete. Benedikta sagte es aufscheidend; sie fiel in Krämpfe. Die Herrin schüttelte sie.

„Wir müssen fort. Auf, auf!“

Der Hoteldirektor tauchte auf, ein Polizist. Sie antwortete auf hundert Fragen. Sie hatte noch zwanzig Minuten Zeit. Sie fiel in einen Sessel. „Ist er tot?“ fragte sie schauernd. Sie fühlte: sie spielte so gut, als handelte es sich nicht um Wirklichkeiten. Und doch lag da Bill Rück tot, erschossen um ihretwillen, von ihr ins Nichts verstoßen aus einem

reichen, blühenden Leben. Was empfand sie? Das Leben war ihr Schemen. Nur im Spiel war Ernst.

Endlich! endlich! Da war ein Herr von der Presse, gleich hinter ihm der Kriminalkommissar. Beide stellten sich ihr vor. Sie schluchzte auf.

„Er kam,“ sagte sie. Sie bedeckte die Augen. „Gestand mir seine Liebe.“ Sie wandte sich ab. „Ich wies ihn zurück. Er ist verlobt. Mit einer jungen Studentin.“ Sie stand auf, große Gebärde. „Ich konnte nicht anders! Ich verließ das Zimmer. „Denken Sie an Ihre Braut,“ sagte ich. „Da —“ Sie lehnte sich an die Wand, erschauerte. „Da — ein Schuß, er fällt, ich hin — zu spät —“ Aufschrei. Der Presseherr fing sie auf. „Aether,“ stammelte sie, „Aether —“

Benedikta, kaum ermannt, trat in Aktion. „Benedikta, wie spät?“

Es waren noch zehn Minuten Zeit.

Sie wandte sich an den Herrn von der Presse.

„Wie soll ich spielen?“ sagte sie klagend. „Und ich muß, muß! Die Konventionalstrafe ist so hoch. Ja, ja — Lache, Bajazzo. — Sehen Sie, Herr Doktor, da, sein Blut an meinen Spitzen, ich werde sie über die Bühne schleifen. — Es klebt an meinen Sohlen, damit muß ich tanzen. Wann wird Ihr Bericht erscheinen? Er war vierundzwanzig Jahre alt. Nur in diesem Alter, ach, ist Liebe so herrlich unbedacht und groß! Tragisches Geschick, so geliebt zu werden! Er war verlobt, seit drei Jahren. Er hat mir den Sketch gedichtet, in dem ich jetzt auftrete. Seit sechs Monaten weise ich ihn ab. Konnte ich ahnen? Aber selbst wenn — darf ich mich ohne Liebe verschenken, Herr Doktor? Werden nicht vielleicht Extrablätter erscheinen? Sie könnten im Zwischenakt verteilt werden. Ich gehe von hier nach Amerika. Fünfhundert Dollars pro Abend. Er war sehr arm, Bill Rück, der Unglückliche. Er hatte eine blinde Mutter zu ernähren, eine gelähmte Schwester. Benedikta, den Mantel, den Shawl, die Tropfen! Schnell, schnell! Wie, Herr Doktor? Ja, er hatte eine herrliche Zukunft vor sich. Er hat sie mir geopfert. Welcher Schatten auf meinem Leben! Wie soll ich nun tanzen! Sie betrachten diese goldene Kette? Ein Geschenk des Schahs von Persien. Aus dem Hausschatz des Regenten. Unermeßlicher Wert! Sehen Sie diese Arbeit.“

Ein goldenes Pincenez senkte sich auf ihren Busen, der sich erregt hat. Ringsum war noch immer Aufruhr, gedämpfter Lärm, Hin und Her. Der Kommissar trat auf sie zu.

„Ich muß ins Theater,“ rief sie leidenschaftlich. „Verhören Sie mich, bitte, nach der Vorstellung. Ich habe nicht einmal Zeit für meinen Schmerz! Hier, der Herr weiß alles.“

Das goldene Pincenez, noch beschlagen von der Glut, die aus dem Busen der Schauspielerin gestiegen war, verbeugte sich. „Madame war so lebenswürdig —“

„Nach der Vorstellung,“ sagte der Kommissar, „werde ich mir erlauben, noch einmal vorzusprechen. Ich will Gnädigste nicht zu uns bemühen —“

Ein hinreißendes Lächeln, vom Schmerz gedämpft, dankte ihm. Sie brach auf. Es war Zeit. Sie mußte an der Leiche vorbei. Vor ihr blieb sie stehen. Sie rang die Hände, sah auf den Toten. — Kein Auge blieb trocken. Aber das Theater rief gefühllos die Verzweifelte. . . . Sie schritt weiter, der Atlas ihrer Schleppe zog durch das Blut, die Hunde heulten, Benedikta nahm sie auf und trug sie der Herrin nach.

Auf der Treppe sagte die Schauspielerin zu sich: „Habe ich ihn denn nicht geliebt? Liebe ich jetzt den ewig Entrissenen? Ich Arme! Der Bettlerin ist es gönnt, selbstlos lieben zu dürfen: ich darf

nicht einmal küssen ohne Eigennutz, ich muß die Liebe töten, wenn sie zu mir kommt, selbst aus meinen Gefühlen muß ich Vorteil schlagen. Ich besitze den Luxus einer Königin, aber nicht einmal das Herz eines kleinen Mädchens. Reich und leer, stolz und bettelarm. Dennoch nicht unglücklich!"

Sie richtete sich auf. Der Herr von der Presse geleitete sie an den Wagen, öffnete den Schlag, hob sie hinein. Benedikta folgte mit den Hunden, sie schluchzte laut.

„Weinen Sie doch auch, Madame,“ sagte sie, „das erleichtert! Weinen Sie doch.“

Aber die Herrin sah sie verächtlich an. Sie sagte: „Das bleibt euch vorbehalten! Ich darf nicht weinen, ich bin schon geschminkt! Erleichtert euch nur! Ich trage!“

Zitronenkuren.

Der Verbrauch von Zitronen hat in den letzten Jahren eine große Verbreitung erlangt. Meist sind es die Patienten, die mit der Frage der Dienlichkeit von Zitronen an den Arzt herantreten. Die Propaganda der Zitronenkur geht im wesentlichen von den Kreisen der „Naturheilkundigen“ aus.

In einem „Volkserklärungsbuche“ finde ich z. B. folgendes: „Der gewöhnliche Essig ist ein gefährliches Gift für die Magennerven und für das Blut, welches durch ihn zersetzt wird. Die Pflanzensäuren, als deren vornehmsten Vertreter wir die Zitronensäure ansehen, sind dem Organismus, weil von der Ernährung her stammend, verwandt; sie greift nicht die Eiweißbestandteile des Blutes an, sondern verwandelt sich unter dem Einfluß der Oxydation in kohlen-saures Alkali.“

Aus „Mitteilungen betreffend Zitronenkuren“ seien folgende Sätze angeführt:

„Zitronenlimonade ist zu trinken bei akutem Darmkatarh.“

„Bei Kopfschmerzen trinkt man den Saft vortheilhaft in warmem Kaffee oder Tee.“

„Bei Fieber soll eine Mischung von Zitronensaft mit schwarzem Kaffee eine Radikalkur sein.“

„Bei Magenleiden soll Zitronensaft mit Wasser verdünnt und morgens vor dem Frühstück lauwarm schluckweise getrunken, sehr gut tun.“

„Zitronensaft kräftigt die Magennerven und wirkt wohltätig auf Magen, Darm, Leber und Nieren.“

„Der gewöhnliche Essig ist schädlich. Bei Diphtheritis ist Zitronensaft auch innerlich zum Einpinseln(1) mit Erfolg gebraucht worden.“

„Magenkrampf verlor sich, wenn zwei Stunden nach der Mahlzeit 1—2 Eßlöffel Zitronensaft genommen; bleibt die Wirkung noch aus, soll man mehr nehmen.“

„Sodbrennen, Magendrücken beseitigen einige Schluck Zitronensaft sofort.“

Es bedarf nicht des Hinweises, welche Schädigungen durch derartige Anpreisungen angerichtet werden können. Man denke nur an die Behandlung von Ohrenfluß, an die Verschleppung von Diphtherie, von Carcinom, an die empfohlene Reizung entzündeter Schleimhäute durch die Säure.

Der Gebrauch von Zitronensäure wäre wahrscheinlich noch mehr verbreitet worden, wenn nicht v. Noorden in der Diskussion über den Gebrauch von Zitronensäure bei chronischem Gelenkrheumatismus auf dem XV. Kongreß für innere Medizin, 1897 die Zitronenkur kritischer besprochen hätte, als das bis dahin von irgend einer Seite geschehen war.

Von Noorden fand die Zitronenkur, besonders auch in der Frankfurter Gegend, damals sehr verbreitet,

doch war ihm schon damals bemerkenswert, daß die Laien mehr von der Kur hielten als die Aerzte.

Von Noorden beobachtete bei Zitronenkuren den Eiweißumsatz, ferner Harnsäure- und Phosphorauscheidung. Die Unterschiede gegen die Norm waren gering. Die Stickstoffresorption wurde etwas schlechter während der Zeit, wo Zitronen verbraucht worden.

Bei Versuchen in den Krankenabteilungen kamen zeitweise subjektive Besserungen vor, doch waren diese bei der Art des Leidens (rheumatische Affektionen) natürlich nicht zu verwerthen. Irgend einen entscheidenden Erfolg sah Noorden nicht. Die Kur bestand im Einnehmen des Saftes von 20 bis 30 Zitronen pro Tag. Außer in einem Fall, wo nach der Kur eine deutliche Verdauungsstörung auftrat, waren ausgesprochene Nachteile der Kur unter Noordens Leitung nicht zu verzeichnen.

Nach einer kürzeren Mitteilung von Bircher-Benner-Zürich, sind wir über die Rolle der Essigsäure im Stoffwechsel so gut wie gar nicht unterrichtet. Ebenso geht es mit der Zitronensäure.

Die eigentlich medikamentöse Verwendung der Zitronensäure wird von der ärztlichen Seite neuerdings sogar weniger vertreten als früher.

So schreibt Schwalbe in der „Therapeutischen Technik“: „Zitronenkuren sind höchstens bei Skorbut gerechtfertigt.“

Ganz harmlos ist die Säure überdies keineswegs.

Kobert führt nach Kornfeld und Kaionka den Fall eines 23jährigen Mädchens an, das 25—30 Gramm Zitronensäure in 15—20prozentiger Lösung, wohl früh morgens, in der Absicht einen Abort herbeizuführen, einnahm.

Sie bemerkte vormittags Schwere in den Beinen, erbrach mittags und wurde nachmittags moribund. Der Tod trat nach einer Stunde ein. Die Sektion ergab Runzelung, zum Teil Quellung der Schleimhäute des oberen Verdauungstraktus, Blutaustritte in der Magenschleimhaut und in anderen Organen (Leber, Uterus, Dünndarm).

10 Gramm Zitronensäure töteten ein 1300 Gramm schweres Tier sofort. Ein Tier von 2100 Gramm bekam nach Einnehmen von 100 Kubikzentimeter einer 30prozentigen Lösung 5 Minuten lang Krämpfe und starb darauf.

Limonaden, die 13 Gramm Zitronensäure enthielten, riefen, nach Babington, außer einer geringen Verlangsamung und Schwächung des Pulses keine Schädigungen hervor. Bei längerem Gebrauch wurden dagegen Verdauungsstörung, Kräfteverfall, Bluthusten, Magendarmbluten bemerkt.

Lewin führt noch als Wirkungen größerer Zitronendosen auf: Kopfschmerzen, Schwindel, Neuralgien, gelegentlich Krämpfe. Zwei Kinder, die nüchtern Zitronen gegessen hatten, kollobierten darnach, so daß der Puls kaum noch fühlbar war.

Auch der von Bircher-Benner angeführte Vorzug der Zitronensäure, daß sie schädliche Nebenbestandteile nicht enthielte, ist, wenigstens für die künstliche Zitronensäure, nicht stielhaltig. Kobert schreibt, daß sie bisweilen ebenso wie Weinsäure bleihaltig sei und Bleivergiftungen hervorrufen kann.

Vor dem billigerem, gewöhnlichem Gärungssäure hat die Zitronensäure im täglichen Gebrauch keinerlei wissenschaftlich nachgewiesene Vorteile.

Ihre Empfehlung gegen Infektionskrankheiten wie Diphtherie bedeutet eine Gefährdung der Volksgesundheit.

Will man dem Körper Früchte zuführen, so wird man zweckentsprechend solche wählen, die mehr Kohlehydrate enthalten und in größeren Mengen weniger bedenklich sind, als gerade Zitronen.